Erinnerungen

aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt
Generalmajor z. D.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1894

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Erinnerungen

aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt
Generalmajor z. D.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1894

1

Der Eintritt bei der Artillerie in Breslau

Die Mobilmachung im Jahre 1850 hatte bekanntlich keine glänzenden Erfolge aufzuweisen. Vielmehr gaben die Übelstände, die damals zu Tage getreten waren, besonders die mangelnde Schlagfertigkeit des Heeres und die Schwerfälligkeit im Übergange vom Friedensstande zur Kriegsorganisation, die Veranlassung für die spätere Reorganisation der Armee in den Jahren 1859 und 1860. Aber ein positives Ergebnis war doch zu verzeichnen, und das war die Wiedererweckung des militärischen Geistes bei der damaligen reifern Jugend. Nach fast vierzigjährigem Frieden wirkten damals die Kriegsvorbereitungen in den jugendlichen Gemütern wahrhaft zündend, und zu allen Truppenteilen drängte sich die Schar der Avantageure, denen die Schulstube zu eng und der Exerzierplatz gar zu verlockend erschien. Auf dem täglichen Gange nach und von dem Gymnasium sah man ungezählte Bataillone, Schwadronen und Batterien, der unendlichen Trainkolonnen gar nicht zu gedenken, bei sich vorbeimarschieren. Wie konnte man unberührt bleiben von so viel Glanz und Augenweide, wie sollte man sich mit Lust und Liebe einige Stunden lang der

Grammatik und der biblischen Geschichte, der griechischen und lateinischen Sprache widmen, ohne die Gedanken dem Schauspiel da draußen nachlaufen zu lassen und sich auszumalen, welch hervorragende Rolle man ohne Zweifel in dem für unvermeidlich gehaltnen Kriege zu spielen berufen sein könnte! Das nötige Alter hatte man ja, weshalb da die Gelegenheit versäumen, sich im Fluge die Epauletten zu erwerben? Das Zeremoniell des Abiturientenexamens verlor immer mehr Reiz. Nur fix eingetreten in das Heer — das übrige findet sich dann von selbst!

Glücklicher Tag, jener 1. April des Jahres 1851, an dem ich endlich nach so manchem Langen und Bangen, die schriftliche Anweisung des Kommandeurs der 6. Artilleriebrigade zur Einstellung in eine Batterie in der Tasche, die geheiligten Räume des Kasernements auf dem Bürgerwerder zu Breslau betreten durfte, um mich beim Feldwebel zu melden.

Wenn ich diesen Augenblick auch nicht gerade für „epochemachend" in der Geschichte meines Vaterlands hielt, und ich durch die Mitteilungen früherer Mitschüler, die sich schon vor mir dem Militärstande zugewendet hatten, auch genügend darüber aufgeklärt war, welche hohe Bedeutung der Herr Feldwebel hatte, dem ich nun unter die Augen treten sollte, für so vernichtend hatte ich den Empfang, der mir zu teil wurde, doch nicht gehalten. Auf wiederholtes bescheidnes Anklopfen an der Thür des gefürchteten Feldwebelbureaus — ich wußte ja damals noch nicht, daß das Anklopfen für Soldaten unstatthaft sei — ertönte endlich von innen ein barsches: Herein! Ich trete ein und erblicke einen Mann in mittlern Jahren, von hohem Wuchse und militärischer Haltung, aber mit einem Schlafrock angethan, an einem mächtigen Tische stehend und beschäftigt, dicke Aktenstücke zu durchblättern und dabei Notizen in eine Brieftasche

zu machen. Unzweifelhaft fesselte diese Arbeit die ganze Aufmerksamkeit des gestrengen Herrn, wenigstens blieb mein Eintritt zunächst gänzlich unbeachtet. Dann, als ich näher treten wollte, um mich vorzustellen, wies er mit dem ausgestreckten Arm energisch nach der Thür und ließ ein gebieterisches: Raus! vernehmen. Ganz verblüfft nahm ich sofort die Klinke in die Hand und wollte mich schleunigst empfehlen; da sieht der Feldwebel zum erstenmale genauer nach dem Eindringling hin und offenbar erstaunt, statt eines uniformierten Menschen, wie sie bei ihm ein- und auszugehen pflegten, einen Jüngling im Sonntagszivil zu sehen, ruft er jetzt ebenso entschieden: Hierbleiben! Noch immer ganz eingeschüchtert schaue ich mich etwas näher in dem großen Zimmer um, da grinst mir hinter einem zweiten Tisch ein freundliches Gesicht entgegen, und die in Drillichsachen von bedenklicher Eleganz gehüllte Gestalt erhebt sich vorsichtig und giebt mir hurtig durch Pantomime die Weisung, nicht zu mucksen. Ebenso erstaunt wie erleichtert erkenne ich in diesem Männchen meinen bisherigen Schulfreund R., der seit einigen Wochen Artillerist war und vermutlich zur Vertiefung seiner militärischen Ausbildung Schreiberdienste im Feldwebelbureau versah. Was hätte unser früherer Schreiblehrer auf der Vorschule des Magdalenen-Gymnasiums dazu gesagt, daß R. zu dieser besondern Leistung ausgewählt worden war, er, der immer behauptete, R. und ich, wir beide würden dereinst in der Hölle als Strafmittel dienen, wenn es vorkommen sollte, daß dort ein Schreiblehrer Sünden abzubüßen habe. Inzwischen hatte mich der Feldwebel etwas gemustert und warf mir die Fragen entgegen: „Wie kommen Sie hier herein? Was wollen Sie überhaupt, was stellen Sie denn vor?“ Prompt antwortete ich: „Mich wollte ich hier vorstellen; ich bin Primaner vom Magdale-

näum, heiße Berendt, und hier habe ich meinen Annahmeschein als Avantageur." Der Erfolg meiner Rede war aber winzig. „Ach so, wieder so ein Musjöh! Verstehtsicherweise (Lieblingsausdruck des Gestrengen) immer zu unsrer Batterie! Was denkt sich denn die Brigade?" Er würde so weiter fort räsonniert haben, wenn er nicht durch den Eintritt eines ältern Unteroffiziers oder Sergeanten unterbrochen worden wäre. Die etwas ungenierte Art, womit der neue Ankömmling den Herrn Feldwebel behandelte, ließ mich vermuten, daß hier wieder eine der Batteriegrößen in Erscheinung trat. Dem war auch so, wir hatten den Herrn Kapitän d'armes (so hieß damals der Kammerunteroffizier) vor uns, und herablassend sagte der Feldwebel zu ihm, mich mit einem souveränen Blicke streifend: „Nehmen Sie doch dieses Exemplar mal mit auf die Kammer, und sehen Sie zu, ob Sie für den Spillerian was passendes finden; verstehtsicherweise dritte Garnitur, das andre besorgt der Herr Vater."

Innerlich zerschmettert und entrüstet folgte ich meinem Führer vier oder fünf Treppen hinauf nach der Montierungskammer, wo es allerdings Mühe genug machte, etwas passendes für mich zu finden. Alle Stücke waren zu lang oder zu weit, ich hatte noch gar keine Kanonierfigur. Mehr Kummer machte mir aber die Entdeckung, daß alle Kleidungsstücke inwendig unsauber und äußerlich sehr abgetragen erschienen — man bedenke: dritte Garnitur nach eben überstandner Mobilmachung! Zur sichtlichen Befriedigung des Kammerpräsidenten erbot ich mich daher, die erforderlichen Umarbeitungen und Wiederherstellungen durch unsern Familienschneider bewirken zu lassen, ein Anerbieten, durch das ich mir einen gewichtigen Gönner in der Batterie erwarb.

Nach halbstündiger Anwesenheit auf der Mon-

tierungskammer erschien ich nun, in einen Kanonier verwandelt, wieder auf der Bildfläche, ward einer Korporalschaft zugeteilt und zur nähern Bekanntschaft mit ihr alsbald in eine mächtig große Kasernenstube geführt, wo gerade großes Scheuerfest abgehalten wurde. Der Korporalschaftsführer und Stubenälteste in einer Person lächelte mich mit einem ganz eigentümlichen Schmunzeln an, als ich vor ihn hintrat und meine schönste Tanzstundenverbeugung zur Begrüßung losließ. Er klopfte mich auf die Schulter und sagte bloß: „Davon später; vermutlich wieder ein Avantageur.“ Dann, auf eines der vielen aufeinandergetürmten Betten weisend, fügte er hinzu: „Dort in der Ecke im zweiten Stock, da können Sie zur Nachtzeit von Muttern träumen; am Tage verbitte ich mir das,“ und da ich unschlüssig war, was ich nun beginnen sollte, und stehen blieb, donnerte es gleich hinterher: „Na, wie lange drucksen Sie denn, vorwärts, fix, fix! Das da ist Ihr Schemel, runter mit ihm in den Hof an die Pumpe, in fünf Minuten sind Sie wieder oben, aber fein blank und sauber.“ Etwas anders hatte ich mir meine erste militärische Dienstleistung doch gedacht, die freundliche Aufforderung war aber so unwiderstehlich gegeben, daß ich mit dem Schemel unter dem Arm wie der Wind zur Thür hinaus war, die nahe gelegne Treppe hinunterstolperte und unten auf dem Kasernenhofe erst wieder zur Überlegung kam: „Meinte er mich oder den Schemel, den er fein blank und sauber wiedersehen wollte?“ Ein Blick auf meinen Anzug ließ allerdings gewichtige Zweifel aufkommen, ob es nicht geraten sein möchte, Rock und Hose auf den Schemel zu legen und eine gründliche Wäsche mit Fleckenreinigung vorzunehmen, und dann zu der Krönung des Werks die Bekanntschaft mit der Knopfgabel zu machen.

Lange dauerte aber die Unschlüssigkeit nicht, denn

an der Pumpe empfing mich der Vizestubenwirt, der Bombardier, mit der dringenden Einladung: „Was kommt denn da für ein Institut? Ach so, ein Freiwilliger! Na, da ziehen Sie sich mal schnell Glaceehandschuhe an und nehmen Sie hier den Scheuerwisch und fummeln Sie zuerst die Beene rein, das heißt die von dem Schemel! Sand wird gratis geliefert!"

Hilflos sah ich mich um, da aber jeglicher Mann mit dem Seinigen beschäftigt war, half kein Maulspitzen; flink machte ich mich an die Arbeit, als gälte es, ein Kapitel aus dem Livius zu übersetzen, und in kurzer Zeit trieften wir beide, der Schemel von Brunnenwasser, ich von Schweiß, während die Haut an den Händen verschiedne Risse und Schrammen als Quittung für die Arbeitsleistung aufwies. Wohlgemut wanderte ich wieder hinauf zum gestrengen Herrn Korporalschaftsführer und war nicht wenig stolz auf mein erstes Lob beim Militär, das, in etwas eigentümliche Form gekleidet, lautete: „Sehen Sie mal! Gar nicht so dumm! Is ja ganz reene gescheuert! Zur Belohnung können Sie sich nu die Knöppe putzen und dann zu Muttern nach Hause gehen, daß die doch auch ihre Freude hat."

Erste dienstliche Ausbildung

Mit dieser humanen Wendung hatte der Sergeant mein Herz für alle Zeiten gewonnen, und ich darf ihm in der That nachrühmen, daß er stets und namentlich während der nun folgenden Exerzierperiode milde Sitten, sowie ein teilnehmendes Gemüt offenbarte. Und dankbaren Sinnes gedenke ich der vielen Stunden, in denen er mir die ersten Anweisungen und Belehrungen für die Erlernung des Dienstes zwar ernst und nachhaltig, aber auch meist schonend und freundlich angedeihen ließ. Zwar hatte er auch seine großen Eigentümlichkeiten, mit denen man sich eben

abfinden mußte. Er gebrauchte gern Fremdwörter, deren Bedeutung man sich erst nach längerm Nachdenken zurechtlegen konnte, so verdreht oder falsch gebraucht waren sie.

Wenn ihm der Marsch nicht gefiel, so hieß es: „Was hapsen Sie denn immer so, als wenn Sie Poloneese tanzen," wenn bei den Marschbewegungen irgend eine Verwirrung durch falsch verstandne Kommandos oder dergleichen eintrat, pflegte er die Hände zu ringen und auszurufen: „Mein Gott, welches Breebiß (brebis) ist denn da nu wieder Entrepremier (Entrepreneur) gewesen!" Wenn die Mannschaft im „Rühren" stand, und einzelne Leute vor sich ausspuckten, rief er ihnen zu: „Was spuckt ihr denn immerfort? Ihr denkt wohl, ihr seid im Salohn? (Salon)." Den schlimmsten Streich spielte er aber einst seiner ganzen Exerzierabteilung, als diese ihn durch Mangel an Eifer und Sorgfalt erzürnt hatte. Er führte uns mit klug ersonnenen Marschmanövern ganz vom Exerzierplatz herunter bis in die Nähe des Kasernements, ließ halten und rühren. Dann sagte er mit einem gewissen Wohlwollen des Tons: „So, nu könnt ihr euch mal ordentlich verschnaufen und Atem schöpfen, dann aber wieder stramm! Verstanden?"

Noch ganz verblüfft ob der ungewohnten Berücksichtigung, gleich nach so energischem Donnerwetter vor dieser Pause, wurden wir nach wenigen Minuten durch unsre Nasen belehrt, daß hier ein zum Himmel riechendes Strafgericht ausgeführt wurde; mit Entsetzen gewahrten wir, daß unser sogenanntes Erholungsplätzchen in nächster Nähe der großen Latrine lag. Eine solche raffinierte Bosheit hatten wir unserm biedern Vorgesetzten allerdings nicht zugetraut, und es war in der That auch das einzige mal, daß er sich dem Machtgelüste so zügellos hingab.

Aus dem nun folgenden Zeitraume von einem und

einem halben Jahre, nämlich bis zum Kommando zur vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin, will ich nur einige hervortretende Ereignisse erwähnen. Im ganzen und großen verlief diese Zeit mit ihren sich an einander reihenden Ausbildungsperioden ja programmgemäß und einförmig. Das soll aber nicht heißen langweilig, denn dazu gab es doch zu viel neues zu lernen und zu üben, und mir ist weder damals noch jemals später der Dienst geisttötend vorgekommen, dazu habe ich meinen Beruf viel zu lieb gehabt, und eine gewisse Dienstfreudigkeit habe ich mir auch bis an das Ende meiner Laufbahn bewahrt.

Freilich, etwas anders, als man jetzt die Ausbildung der Offizieraspiranten zu betreiben pflegt, ging es damals zu, und es will mich bedünken, als ob besonders bei der Artillerie mitunter eine gewisse Schneidigkeit darin gesucht wurde, die jungen Leute rauh und rücksichtslos anzufassen. Meine eignen Erfahrungen und die Wahrnehmungen meiner Kameraden stimmten wenigstens in diesem Urteil überein, und ich werde später allerlei Erlebnisse erzählen, die es nur bekräftigen können. Wenn ich dann gleichzeitig die Gründe und Verhältnisse anführen werde, denen solche Vorkommnisse zuzuschreiben waren, so kann ich doch andrerseits nicht umhin, schon hier darauf hinzuweisen, daß sich die Folgen damals recht bemerklich machten, und zwar in einer gewissen Abneigung der Offiziere andrer Waffen gegen die Artillerie, einer Abneigung, die, so unberechtigt sie auch in der Wirklichkeit sein mochte, doch jahrzehntelang einen gewissen Druck auf die jüngern Gemüter ausübte. Erst in einer spätern Zeit, mit den Erfolgen der Waffe im großen Kriege gegen die Franzosen, hat sich diese Stimmung ins Gegenteil verwandelt.

Mit den Offizieren hatte damals der Avantageur eigentlich nur im Dienst Berührung. Das Verlangen,

ihnen gesellschaftlich vorgestellt zu werden, konnte nicht zum Ausdruck kommen, da man gesellschaftlich fast gar nicht mit ihnen zusammentraf. Es war keine Rede davon, daß die Avantageure zur Teilnahme am Mittagstisch der Offiziere zugelassen worden wären. Diese ausgezeichnete Gelegenheit, die Erziehung des elterlichen Hauses zu erweitern und andrerseits solche beweisen zu können, blieb ihnen verschlossen. Wo sollte sich also das Interesse der Offiziere an dem Nachwuchs bethätigen? Man war kaum dem Namen nach bekannt, wie sollte da der Offizier ein Urteil über Charakter, Erziehung und Brauchbarkeit des zukünftigen Kameraden abgeben können? Daß Ausnahmen hierin zu verzeichnen waren, und einige Offiziere sich entschieden bemühten, uns näher kennen zu lernen und zu beobachten, und uns dabei freundlich und wohlwollend behandelten, das kann nur die Regel bestätigen.

Auch auf dem dienstlichen Gebiete sah es mit der speziellen Vorbereitung und Ausbildung für die Offizierstellung ziemlich trostlos aus. Ich z. B. wurde einfach in die Rekrutenabteilung gesteckt, die gerade gleichzeitig mit meinem Diensteintritt formiert wurde, und darin, auch für den mündlichen Unterricht, so lange gelassen, bis ihr Übertritt in die Batterie erfolgte, damals etwa nach vier Monaten. Mit Neid blickte ich auf die mit mir gleichzeitig eingetretnen einjährigen Freiwilligen, die, eine besondre Klasse in der Breslauer Abteilung bildend, in unglaublich kurzer Zeit von Stufe zu Stufe schritten und mich im artilleristischen Wissen und Können bald weit überflügelten. Als dann endlich meine Ausbildung als für einen „Bedienungsmann in der Batterie" ausreichend erachtet worden war, begann eine Dienstperiode, die mir noch heute in der Erinnerung ein unbestimmtes Grausen hervorruft. Es wurde schon damals in der Artillerie mit hohem Rechte Klage darüber geführt, daß die Zeit für

die eigentliche Dienstausbildung durch die Anforderungen eines anhaltenden Arbeitsdienstes bald im Laboratorium und in Pulvermagazinen, bald im Zeughaus, auf den Geschirr- und Montierungskammern über Gebühr verkümmert würde. Daß in der soeben stattfindenden Demobilmachung sich diese Arbeiten durch die Notwendigkeit, das gesamte in Gebrauch gewesene Kriegsmaterial wieder in tadellosen, kriegstüchtigen Zustand zu versetzen, unendlich steigern mußten, bedarf keines Nachweises. Es gehörte bald zu den Ausnahmen, wenn der Batteriechef sein Häuflein Getreuer zu einer Übung vollzählig beisammen hatte, während die Verzettelung der Kräfte in unzähligen Arbeitsposten die Regel bildete. Eines fröhlichen Sonntags beim Appell wurde denn auch ich vom Geschick ereilt und mit einer Anzahl von Kanonieren, worunter auch die andern Avantageure waren, für die nächste Woche als „permanente Arbeiter für das Zeughaus, Meldung morgen früh sechs Uhr im Laboratorium beim Zeugsergeanten N., Anzug: schlechter Drillichanzug" kommandiert.

Wie lebhaft steht jener Montagmorgen noch vor meiner Seele! Der schlechte Drillichanzug, dieses raffinierte Kunstwerk von Flicken, versteckten Löchern und unversteckbaren Flecken aller Art, das zu tragen war an und für sich schon eine Qual! Gottlob, daß das Laboratorium nicht weit von der Kaserne ist, und daß man es hintenherum erreichen kann; denn in diesem Aufzuge außerhalb des Militärrayons — entsetzliche Vorstellung! Um sechs Uhr früh also resigniert zur Stelle. Der Zeugsergeant mit einem Gesicht, an dem ein Maler den Faltenwurf hätte studieren können, nimmt sein Trüppchen, acht oder zehn Mann, darunter vier Avantageure, die vermutlich sämtlich dies Kommando der Absicht verdankten, ihnen die Vielseitigkeit des Artilleriedienstes zu veranschaulichen. Er beginnt zunächst eine verdächtige Unterhaltung mit dem anwesenden Ober-

feuerwerker über Ölfarbe und Pinsel, die ihren Abschluß dadurch findet, daß man einem jeden von uns ein ausrangiertes Kochgeschirr über den Arm hängt. Dann heißt es: Rechts um! Abteilung marsch! und fort geht es aus dem Laboratorium. Wo führt uns der Mann hin? Was will er denn? Zunächst zurück zur Kaserne, an dieser vorbei — Himmel! jetzt wird in die Straße eingebogen, und unaufhaltsam trotten wir der Stadt zu, über die Oderbrücken, die Schmiedebrücke entlang mitten auf den Ring. Dort wird auf der belebtesten Seite vor einer Droguenhandlung Halt gemacht. Hinein in den großen Laden, die Kochgeschirre bis an den Rand gefüllt mit schwarzer, blauer oder grauer Ölfarbe, in die noch leere Hand drei bis vier Pinsel von allen Größen, dann draußen wieder angetreten, rechts um, marsch! um den Ring herum, im Triumphzuge weiter nach dem Zeughause bei der Barbarakirche.

Mittlerweile ist es auch auf den Straßen lebendiger geworden. Heiliger Brahma, dort naht ja auch jene bekannte Mädchenschar, Schülerinnen — natürlich Selekta —, deren Erscheinen man in den letzten Wochen des Tanzstundenkursus fast täglich mit beklommenem Herzen entgegengesehen hatte — sie ist auch dabei —, ein Entrinnen ist ganz unmöglich, an der Ecke bei der Elisabethkirche müssen wir zusammentreffen. Richtig, da haben wirs, ein Blick, ein Erkennen, ein unbändiger Jubel bei den Mädchen, teils offen, teils versteckt! Ha, welche Lust, Soldat zu sein! trällert ganz leise Freund G. neben mir — pardauz! da schwappt auch schon mein Kochgeschirr, mit dem ich aus Ungeschick G.s Kniee angestoßen hatte, tüchtig über, und ein Berlinerblauer Bach rieselt an seinen Drillichhosen auf das reinliche Pflaster hinab. Breslau, vergieb mir, aber es war damals wirklich rein! Die üble Laune des Zeugsergeanten war nun auf den Gipfel gebracht, und er erging sich in

endlosen Verwünschungen und Drohungen. Endlich war das Zeughaus erreicht. Beim Eintritt zeigte sich uns ein weiter Hof mit miserablem Pflaster, das von der glühenden Sonne gehörig angeheizt war. Darauf standen, wie zur Parade gerichtet, einige Dutzend Lafetten, Protzen und Munitionswagen von vorsündflutlicher Konstruktion, langen Särgen ähnlich, die wegen ihrer geringen Lenkbarkeit die periodischen Verstopfungen aller Straßen im Kriege verursachten und sich deshalb in der ganzen Armee einer großen Unbeliebtheit erfreuten. Mit hämischem Blick musterte unser Peiniger die Hände seiner Getreuen und sagte zu uns Avantageuren: „Eure feinen Fingerchen sind mir gerade recht für das Geschäft. Ihr werdet die feinere Arbeit machen, die Eisenbeschläge sauber streichen und dann die Schriftmuster nehmen. Zuerst wird unten angefangen, also runter unter die Wagen und frisch drauf los gepinselt, aber beileibe nicht übergestrichen, sonst komme ich euch auf den Kopf." Da wurden wir denn nolens volens zu Anstreichern, und da uns die ungewohnte Thätigkeit anfangs Spaß machte, hantierten wir flott drauf los und errangen, als mit dem Glockenschlage zwölf unsre Arbeit besichtigt wurde, ungeteilte Anerkennung. Bevor uns der Zeugsergeant nach der Kaserne entließ, gab er einen Zettel für den Feldwebel mit, durch den der Unglücksrabe dazu aufforderte, für die nächste Zeit doch möglichst dieselben Leute zu kommandieren, denn das seien ganz geschickte und fleißige Anstreicher.

Und richtig, das Verhängnis wurde nicht abgewendet, volle sechsunddreißig Tage wurden wir des Vor- und Nachmittags zu diesem Dienste kommandiert, bis das gesamte Artilleriekriegsmaterial, das im Breslauer Zeughause lagerte, verschönert worden war; gewiß eine sonderbare Übung für einen zukünftigen Artillerieoffizier. Ich bin ja durchaus der Ansicht,

daß der Offizieraspirant möglichst alle Dienstleistungen, die vom gemeinen Mann gefordert werden müssen, durch eigne Ausübung und Erfahrung kennen lernen soll, schon daß er einen richtigen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Leute erwirbt, aber jene sechsunddreißig Anstreichertage kann ich beim besten Willen nicht unter diese Rubrik bringen; hier lag meines Erachtens ein großer Mißbrauch vor. — Dann kamen Schießübung und Manöver erlösend dazwischen und fachten den frischen, fröhlichen Soldatensinn wieder an. Hier unterzog man sich gern allen ungewohnten Forderungen, die an den Kanonier gestellt wurden. Es war ja selbstverständlich, daß das Geschütz täglich gereinigt und gewaschen werden mußte, und daß die Ruhestunden unter anderm noch mit gründlicher Flickarbeit am äußern und innern Soldatenkleid ausgefüllt wurden. Und das täglich wechselnde Quartier gewährte auch reichlich Gelegenheit, tiefe Einblicke in die Verschiedenheit menschlicher Daseinsbedingungen zu thun. Die Zeit verstrich dabei unendlich rasch, und unaufhaltsam rückte der Termin näher, wo man dem gefürchteten Fähnrichsexamen gegenüber zu stehen hatte. Nach den damaligen Vorschriften durfte dieses Examen frühestens nach sechsmonatlicher, tadelloser Dienstzeit abgelegt werden, eine Einrichtung, die oft recht bedenkliche Folgen hatte.

Wer auf einem Gymnasium unterrichtet worden war, hatte für das Fähnrichsexamen ohnehin noch mancherlei hinzuzulernen, weil die Anforderungen sich nicht mit dem Lehrstoff der Schule völlig deckten. In Mathematik, Geschichte und Geographie, sowie in der französischen Sprache und im Planzeichnen wurde mehr gefordert, als uns das Gymnasium beigebracht hatte, während in der griechischen und lateinischen Sprache gewöhnlich ein Überschuß unverwertbar blieb. Wenn man nun wenigstens so, wie es jetzt der Fall ist, gleich nach

dem Austritt von der Schule zum Examen zugelassen worden wäre, so würde der Mangel an Wissen in den zuerst genannten Fächern sich nicht so gar gewaltig gestaltet haben, als nach einer Reihe von Monaten, die den jugendlichen Körper oft genug bis zur völligen Erschöpfung in Anspruch nahmen, jedenfalls aber weder Zeit noch den erforderlichen Trieb zu wissenschaftlichen Wiederholungen übrig ließen. So kam es, daß damals der Examendurchfall epidemisch auftrat. Fast alle Regimenter enthielten eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher gescheiterten Kandidaten, die bei wiederholter Prüfung keine bessern Ergebnisse aufzuweisen hatten und allmählich, dem erstrebten Offizierstande entsagend, sich den subalternen Stellen der Zivilversorgung zuwendeten und, so lange sie noch im Dienststande verblieben, der Gegenstand ungünstiger Beurteilung, die Quelle fortwährenden allseitigen Mißvergnügens waren. Diese eigentümlichen Verhältnisse mögen zum Teil die Erklärung bilden für die oben erwähnte ungünstige Position der Avantageure gegenüber den Offizieren. Erst das bestandne Fähnrichsexamen konnte dem jungen Mann ein Anrecht gewähren, als vollgiltiger Bestandteil des Nachwuchses für das Offizierkorps zu zählen. Welches Interesse konnten die Offiziere auch haben, Elemente an sich heranzuziehen, von denen es immer noch höchst zweifelhaft blieb, ob sie dereinst wirklich ihr Ziel erreichen würden?

Freilich war damit der Übelstand verknüpft, daß auch die andern, im Examen durchgekommnen Aspiranten in einer für ihre spätere Stellung nicht förderlichen Entfernung gehalten wurden, denn eigentlich begann für diese ein vorteilhafteres Verhältnis erst mit dem Zeitpunkt, wo sie zum Besuch der Artillerie- und Ingenieurschule gelangten. — Nun, ich bestand glücklich mein Examen, das damals bei den sogenannten Divisionsschulen, den Vorläufern der spätern Kriegs-

schulen, abgelegt werden mußte, für Schlesien in Neisse. Der nächste Erfolg äußerte sich darin, daß ich die Erlaubnis erhielt, Bombardiertressen anzulegen. Diese Bombardiercharge gehört auch längst in das Reich der Vergangenheit. Sie war eine Eigentümlichkeit der Artillerie, ihre Inhaber trugen Unteroffizierstressen, doch nur um die Ärmelaufschläge, sie hatten aber den Unteroffiziersrang der Armee. Daraus entwickelten sich so manche Unzuträglichkeiten. Der Bombardier brauchte dem Unteroffizier kein Honneur zu erweisen. Mit Vorliebe suchte er es so einzurichten, daß seine Rangabzeichen an den Ärmeln scheinbar unabsichtlich verborgen blieben. Man legte eine Hand oder beide rückwärts an die Taille oder versteckte eine Hand in der abgenommnen Mütze, bis irgend ein ehrgeiziger oder absolut dienststrenger Unteroffizier von den andern Waffen, der an die Möglichkeit betreßter Ärmel augenblicklich nicht dachte, sondern nach dem Kragen ohne Abzeichen einen Kanonier vor sich zu haben wähnte, darauf hineinfiel und den anscheinend Unehrerbietigen zur Rede stellte. Dann aber flogen die betreßten Ärmel blitzschnell in die Höhe, möglichst nahe an die Augen des Fragers, dem mit gewissem Hohne „der Bombardier" klar gemacht wurde. Derartige Vorkommnisse sind denn auch wohl mit Veranlassung gewesen, daß diese Charge bei der Artillerie, nachdem sie noch eine Nachahmung bei den Pionieren durch die Kreierung von Oberpionieren gefunden hatte, einging und durch die Obergefreiten, die als Zeichen der Zugehörigkeit zum Stande der Gemeinen nur einen Gefreitenknopf von größern Dimensionen, sonst aber das Unteroffiziertroddel tragen, ersetzt wurde.

Die Freude über mein erstes Avancement wurde bald mit einem Wermutstropfen versetzt. Seit meinem Diensteintritt hatte ich Unterkunft in einer großen Mannschaftsstube erhalten. Das beständige

Zusammenleben mit den übrigen Bewohnern, deren meist rohe Manieren mich fortwährend ärgerten, und die Unmöglichkeit, mich in dieser Umgebung einmal ungestört in der aus dem Elternhause gewohnten Art zu beschäftigen, der ganze entsetzliche Kommißzwang, der seinen Gipfel erreichte, als ich durch Batteriebefehl eines Tags die Weisung erhielt, mich auch an der Mannschaftsmenage zu beteiligen, alles das peinigte mich unendlich. Es gefiel mir um so weniger, als andre Kameraden, die nicht bei meiner Batterie standen, längst die Erlaubnis erhalten hatten, Privatquartier zu beziehen. Jetzt, nach bestandnem Examen, hatte ich bestimmt gehofft, eine gleiche Vergünstigung zu erhalten; da wurde mir eröffnet, nunmehr komme es darauf an, den Dienst als Vorgesetzter in der Kaserne zu erlernen, deshalb müsse ich bis auf weiteres darin bleiben. Gewiß, die Idee war durchaus richtig, und die Lektion hat mir für spätere Zeiten wohl auch genutzt, nur war es nicht gerade angenehm, daß diese Lehrzeit sich noch auf viele Monate, gerade bis zum Abgange zur Artillerie- und Ingenieurschule erstreckte. Im elterlichen Hause hatte man während dieser Zeit hin und wieder Veranlassung, über allerlei Kasernenangewohnheiten, die sich bei mir ganz unmerklich eingeschlichen hatten, in hellen Aufruhr zu geraten. Man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen, und alles hat seine zwei Seiten! Noch eine andre militärische Dienstleistung darf ich nicht unerwähnt lassen. Sie legte sich wie ein Reif auf die Blüten meiner militärischen Begeisterung und drohte sie ganz zu ersticken. Etwa eine Stunde von Breslau lag bei dem Dorfe Karlowitz der Schießplatz der sechsten Artilleriebrigade, wo beständig eine Wache war, um Entwendungen an dem zahlreich aufgestapelten Material zu verhüten. Die Breslauer Abteilung hatte diese Wache zu besetzen, es kam also jede Batterie

immer den vierten Tag an die Reihe. Die Zahl der für diesen Dienst disponibeln Leute muß wohl sehr gering gewesen sein, denn ich wüßte sonst nicht, welchem Umstande ich, ein nie bestrafter Mann, es zu verdanken hatte, jede Woche wenigstens einmal, in der Woche von Weihnachten auf Neujahr aber zweimal auf Schießplatzwache geschickt zu werden.

Von oben häufig ganz durchnäßt, mit den Füßen in tiefem Schnee oder unergründlichem Straßenkot watend, gelangte man am späten Nachmittag in voller Finsternis, nach einem Marsch von reichlich einer Stunde, an das Wachtlokal, wo den Ankömmling eine Gluthitze empfing, die der mit Scheibenresten und Batteriebaumaterial freigebigst gefüllte eiserne Ofen ausströmte. Zweimaliger Rundgang um das weite Gebiet, auf dem die Schätze der Brigade gelagert waren, einer vor, der andre nach Mitternacht, erhöhte das körperliche Mißbehagen oft bis zu wirklicher Krankheit, ein Schnupfenfieber oder Schüttelfrost waren gewöhnlich die Folgen, die man mit nach Hause nahm. Noch viele Jahre später war die Karlowitzer Nachtwache Gegenstand meiner grausigsten Träume! Und wie viel Familienfeste mit Tanz- und andern Belustigungen mußte ich ihretwegen ungenossen lassen, wie viele Walzer liegen dort ungetanzt begraben, wie viele Seufzer stiegen da zur kahlen Decke in die Höhe! Ach ja, es war eine treffliche Schule, sich in einer der Haupttugenden des Offiziers, in der Entsagung, zu üben.

Mittlerweile war auch die Zeit herbeigekommen, in der ich Reitunterricht erhalten sollte, um der Vielseitigkeit des Artilleriedienstes gewachsen zu sein. Bei der Artillerie wird ja jedes Pferd als Reittier betrachtet, sollte es die gütige Natur auch zum Karrengaul oder Omnibuspferd eingerichtet haben, und so sieht man denn in den Reittouren oft gar wundersame Bilder, besonders wenn eine sogenannte Reservetour des

Mittwochs und Sonnabends Nachmittags aufmarschiert. Der Güte und Geeignetheit der Pferde entsprach das Reiterpersonal, wenigstens soweit die Vielseitigkeit in Frage kam. An der Tête ritt der Abteilungsschreiber, ein feiner Mann, dessen Ehrgeiz es auf den Feldwebel abgesehen hatte, und der deshalb den Schreibbock zeitweise mit dem Sattel vertauschte. Dann kamen bunt durcheinander gemischt drei Avantageure, drei Einjährigfreiwillige und zwei Hornisten (Trompeter gestattete sich damals nur die reitende Artillerie, während sie später sich sogar in die Fußartillerie verirrten). Den Schluß bildete ein freiwilliger Unterarzt, der sehr kurzsichtig war, und dem immer gleich im Anfang die Brille von der Nase herunterrutschte, sowie getrabt wurde. Daher konnte er niemals Distance halten und wurde immer hinten hin gestellt. Lust und Geschick zum Reiten waren oft wenig vorhanden, sodaß wir es dem Reitlehrer, einem sprichwörtlich groben Sergeanten, durchaus nicht verdenken konnten, wenn er alle Augenblicke die Hände rang und ausrief: „Mit euch Herren Freiwilligen und übrigen Himmelhunden kann man wahrhaftig Ehre und Reputation verlieren.“ Als gegen Ende des Reitkursus unser guter alter Hauptmann Besichtigung gehalten hatte, rief er aus erleichterter Brust: „Gott sei Dank, daß das zu Ende geht; was hätten hier für Hälse und Beine gebrochen werden können.“ Meine Reitgeschicklichkeit damals wage ich gar nicht hier näher zu schildern. Es genüge, eine Äußerung des Reitlehrers wiederzugeben, die er als Antwort auf die Frage des Feldwebels über meine Fortschritte gab: „Na, es geht, der Kleine ist von der linken Seite ganz schnell rauf, auf der rechten aber oft ebenso schnell runter,“ und damit hatte er nicht übertrieben.

2

Die Leutnantszeit im Frieden

Nun überspringe ich eine ganze Periode, die drei Jahre ,des Artillerieschulbesuches. Am 4. Januar 1853 wurde ich zum Portepeefähnrich und nach bestandnem Offiziersexamen am 20. Oktober desselben Jahres zum außeretatsmäßigen Sekondeleutnant in der sechsten Artilleriebrigade ernannt. Am Schluß des Kommandos zur Artillerieschule wurde dann die Berufsprüfung abgelegt, und dann erfolgte die Ernennung zum Artillerieoffizier, ein Verfahren, das jetzt nur noch für die Offiziere der Fußartillerie besteht. Über den Artillerieschulbesuch ließe sich ein Buch besonders schreiben. So viel ich weiß, geschieht dies auch von einem Kameraden, der so ziemlich zu derselben Zeit dahin kommandiert war und in humorvoller Weise die alten Erinnerungen auffrischt. Deshalb kehre ich hier zurück zur heimatlichen Provinz und erzähle von den einfachen Erlebnissen, wie sie die Leutnantsjahre mit sich bringen.

Garnisonen Kosel und Glatz

Nach kurzer Dienstleistung bei der Feldartillerie in Breslau während der Schießübung und beim Manöver wurden die jungen, von der Artillerieschule zurückgekehrten Offiziere der Mehrzahl nach der

Festungsabteilung überwiesen, die zunächst bei Neisse eine Belagerungs- und Verteidigungsübung abhielt. Nicht lange aber war hier meines Bleibens, denn noch während der Übung erhielt ich den Befehl, nach Kosel abzugehen, um dort das Kommando über die von der Teilnahme an der Übung zurückgelassenen Mannschaften der dortigen Festungskompagnie zu übernehmen. Ich kann nicht sagen, daß ich über diesen Wechsel erfreut gewesen wäre. Von Kosel wußte ich nichts weiter, als daß sich an dem Haupteingang zur Stadt, über dem Festungsthor eine alte Inschrift vorgefunden haben soll, die in gutes Deutsch übersetzt lauten sollte: „Nüchtern ist der Mensch ein Tier.“ Im übrigen schwebten nur unbestimmte Begriffe, wie Wasserpolackei und oberschlesische Rothäute, vor der Phantasie, und jedenfalls war die Aussicht auf die geselligen Verhältnisse einer so kleinen Stadt und Festung im Gegensatz zu denen der erst kürzlich verlassenen, ach so lieb gewonnenen Hauptstadt nichts weniger als ermutigend.

Mit gehörigem moralischen Katzenjammer hielt ich meinen Einzug nicht in Kosel selbst, sondern auf der Bahnstation Kandrzin, und war etwas überrascht, so ziemlich die ganze Garnison, d. h. die Offiziere, zu meinem Empfange auf dem Bahnhof vorzufinden. Schnell genug folgte die enttäuschende Erklärung, daß allerdings jeder Neuankömmling auf dem etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernten Bahnhofe empfangen zu werden pflege, aber nicht etwa aus Rücksicht für ihn, sondern weil der Besuch der Station und die Besichtigung aller Reisenden, die vom Schicksal oder Leichtsinn zum Aufenthalt in Kosel verurteilt wären, die einzig menschenwürdige Zerstreuung sei, die den Einwohnern der Stadt geboten würde. Na, so schlimm war es doch nicht. Allerdings, die landschaftlichen Reize des Ortes bestanden in einer erkleck-

lichen Anzahl durch einander geschichteter Erdwälle und Festungsmauerbauten. Der einzige Spaziergang führte über die Chaussee, die mehr nützlich als schön war; und was man so Leben nennt, das wurde wöchentlich einmal durch eine Anzahl gutsherrlicher Wagen und ihre Insassen dargestellt, die in einem bestimmten Ecklokal am Marktplatz den Stamm für die Gäste aus der Garnison und Bürgerschaft mit ebensoviel Geräusch wie Behagen bildeten. Dort habe ich zum erstenmale die nähere und anhaltende Bekanntschaft mit dem feurigen Ungarwein gemacht, der die Eigentümlichkeit hat, daß er außer in den Kopf noch ganz besonders in die Füße und Beine geht. Wenigstens war es kein seltner Anblick, Leute mit noch ganz klaren Köpfen beim Verlassen der Weinstube und dann auf der Straße in gefährlicher Weise mit den Beinen torkelnd gehen zu sehen. Ob am Ende die mystische Geschichte von der Inschrift über dem Thore doch einen historischen Anstrich haben mag?

Die Offiziere der Garnison von Kosel wechselten vielfach; nur die zur Kommandantur und zum Festungsstabe gehörenden Offiziere und die der Artillerie und des Ingenieurkorps und des Landwehrstammes hatten feste Stellen inne. Im übrigen wurde die Garnison durch ein sogenanntes kombiniertes Reserve-Infanteriebataillon gebildet, im Volksmunde höchst despektierlich Schwammbataillon tituliert, weil es im Kriegsfall als Festungsbesatzung, also beim „Schwamm" zu verbleiben hatte und nicht für die Feldarmee bestimmt war. Die Offiziere des Bataillons waren von allen Regimentern der Infanterie des sechsten Armeekorps auf bestimmte Zeit, ich glaube auf ein Jahr, zu diesem kommandiert und betrachteten den Aufenthalt in Kosel nicht gerade als eine Bevorzugung. Daher herrschte unter ihnen häufig einige Mißstimmung, die nicht allein den allerdings primitiven Zuständen der oberschlesischen Stadt

zuzuschreiben war, und man strebte mit allen Kräften darnach, den Umgang, den die Stadt selbst nicht zu bieten vermochte, auf die näher und weiter gelegnen Landgüter auszudehnen, die in Ausübung schlesischer Gastfreiheit auch meist bereit waren, den Mangel an gesellschaftlichen Genüssen aller Art in Kosel selbst vergessen zu machen.

Diese Beziehungen führten hin und wieder zu Ausflügen größern Umfangs. Ich erinnere mich heut noch lebhaft des außerordentlichen Vergnügens, das den Kameraden und mir der mehrtägige Besuch eines landwirtschaftlichen Festes in Ratibor bereitete, dessen Glanzpunkt in einem großartigen Ball bestand, der wegen seines Zusammenhangs mit der Landwirtschaft allgemein Viehball genannt wurde. Jetzt ist Kosel keine Festung mehr, ein Linien-Infanterieregiment hat daselbst seinen Standort, und so werden sich wohl jene Verhältnisse bedeutend zum Vorteil geändert haben. Wie aber die Sache damals lag, konnte ich es nur freudig begrüßen, als ich nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt meine Versetzung nach Glatz erhielt. Diese Garnison ist auch nicht groß, aber im Verhältnis zu Kosel eine Großstadt. Die herrliche Lage mitten im hohen Gebirgslande zieht einen nicht unbedeutenden Fremdenverkehr nach dem Ort. Auch war die Garnison damals für ausgedehnteren kameradschaftlichen und geselligen Verkehr, dem auch zahlreiche Zivilpersonen beitraten, groß genug — zwei Bataillone Infanterie, eine Abteilung Feldartillerie und zwei Kompagnien Fußartillerie —, kurz, die Tage in Glatz wurden bald äußerst angenehm und abwechslungsreich. Die auch im Winterkleide entzückend schöne Grafschaft Glatz bot allen fröhlichen Unternehmungen in das freie Land sehr viele Zielpunkte, der innige Verkehr zwischen Stadt und Land zeitigte alle erdenkbaren Zerstreuungen, sodaß man oft Mühe hatte, die Anforderungen des

Dienstes mit den Lustbarkeiten und den Vorbereitungen dazu in das richtige Verhältnis zu bringen.

Unter den Festungswerken von Glatz genießt das innere Hauptwerk, der Donjon genannt, wegen der geradezu einzigen Rund- und Fernsicht, die er bietet, eines weitverbreiteten Rufes. Die zahlreichen, Glatz passierenden Fremden pflegen den Donjon zu ersteigen, und nicht wenige Anknüpfungen interessanter Bekanntschaften sind auf diesem historischen Boden erwachsen. Andrerseits regte die zeitweilige Unterbringung politischer Gefangner in den festen Räumen des Donjons das Interesse nach einer ganz andern Richtung hin an. Denn man war damals noch nicht so weit vorgeschritten, einen politischen Verbrecher als etwas sehr verabscheuungswürdiges und hassenswertes anzusehen.

Acht Monate hatte ich in Glatz gestanden, da führte mich der Wechsel im Soldatenleben schon wieder weiter, nach der nur wenige Meilen entfernten Festung Silberberg. Liegt Glatz inmitten eines weiten Thales, das stattliche Höhen umsäumen, herrlich und glanzvoll da, so ist Silberberg noch viel ansprechender, was Schönheiten der Natur anbelangt. Hoch oben an der Wasserscheide zwischen der Landschaft Neurode und der von Frankenstein und Camenz beginnend, überragt von wahrhaft gigantischen, in den natürlichen Felsen eingesprengten Befestigungen, zieht sich der Ort in enger, steil absteigender Schlucht an der Straße nach Frankenstein langgestreckt hin. Ein elendes Nest, aber umgeben von prächtigen, alten Waldungen und überall mit köstlicher Aussicht nach der reichen fruchtbaren Ebene Mittelschlesiens, wo unzählige Städte und Dörfer den Blicken die anmutigsten Ruhepunkte bieten, ehe diese zu den entfernter liegenden Höhenzügen emporschweifen.

Die Verhältnisse der Garnison Silberberg waren recht abnorm. Eine Kommandantur mit dem ganzen Apparat von Anstalten, Artilleriedepot, Fortifikation,

Garnisonverwaltung und Platzmajorat war ja ständig vorhanden, auch gab es eine absonderliche Charge: Kommandeur der Besatzungstruppen. Wenn die Besatzungstruppen nur einigermaßen erheblich an Zahl gewesen wären, dann hätte man sich vorstellen können, daß dem Kommandanten die Last der Geschäfte als Beschützer der Festungswerke nicht gestattet hätte, auch noch den schwierigen Dienst als Truppenbeherrscher mit zu versehen. Aber für die Thätigkeit des Besatzungskommandeurs war wirklich absolut keine Gelegenheit, denn die ganze sogenannte Garnison war nur sehr winzig und sozusagen auf dem Subskriptionswege zusammengebracht, d. h. von mehreren Infanterieregimentern der elften Division wurden mit vierteljährlicher Ablösung in verschiedner Stärke, zusammen wohl kaum über hundert Köpfe, kleine Kommandos gestellt, die unter direktem Befehl ihrer Offiziere den Dienst in der Festung ausübten, also entweder auf Wache waren oder mit Munitions- und Materialerhaltungsarbeiten beschäftigt wurden. Die wenige freie Zeit, die dabei übrig blieb, füllten Exerzier- und Schießübungen mit dem Gewehr aus. Doch wird man ermessen können, daß diese sich auf das unerläßlichste Maß beschränken mußten, insoweit die Erhaltung der Disziplin und das militärische Äußere damit zusammenhingen.

An Festungsartillerie war ein Detachement von 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 20 Mann der sechsten Artilleriebrigade vorhanden, das also mit jenen Infanteriekommandos zusammen das Wirkungsobjekt des Herrn Besatzungskommandeurs bildete. Der Inhaber dieser Charge war ein alter Major von der Kavallerie, der in Silberberg eine Art von Invalidenversorgung genoß. Aus bewegter Vergangenheit während der sogenannten Revolutionszeit von 1848, wo er mehrfach Gelegenheit gehabt haben soll, dem Vaterlande besonders zu dienen, hatte ein gutes Geschick den prächtigen

alten Herrn, einen großen Nimrod, an diesen ruhigen Posten gestellt, der keinen Thatendrang mehr herausforderte.

Meine eigne Dienstthätigkeit war diesen Verhältnissen entsprechend wenig aufregend. Für das Artilleriedetachement war zwar ein mit Geschützen aller Gattungen vollständig besetzter Exerzierwall eingerichtet, wo an zwei Tagen jeder Woche exerziert wurde. Zwei andre Tage waren zum Arbeitsdienst bestimmt, und die letzten beiden wurden mit Fußexerzieren und sonstigen nützlichen Detailübungen ausgefüllt. Man kann sich vorstellen, daß diese Dienstpflichten noch unendlich viel freie Zeit für allerhand Privatbeschäftigungen übrig ließen, die denn auch zu genauer Durchforschung der angrenzenden Wälder und Bergformationen, sowie zu ausgiebigster geselliger Zerstreuung benutzt wurde.

Zufällig waren gerade damals eine ganze Anzahl junger Damen unter den Angehörigen der Garnison. Der schöne Kranz verstärkte sich von Zeit zu Zeit durch Blüten aus den benachbarten Gutsbesitzerfamilien, und so konnte es nicht fehlen, daß die jungen Offiziere vollauf Veranlassung hatten, außer den Naturschönheiten auch die ihnen näher stehenden weiblichen Schönheiten zu bewundern. Den Damen wurde tüchtig der Hof gemacht, aber ähnlich wie in Badeorten mit häufig wechselnder Bevölkerung, machte sich auch in Silberberg der allzu rasche Wechsel der Herren geltend. Es wurde viel geliebt, selten verlobt und gar nicht geheiratet.

Eines dienstlichen Ereignisses, das zwar noch in die Zeit vor meiner Anwesenheit fiel, will ich noch Erwähnung thun, weil es die überall herrschende Gemütlichkeit etwas drastisch veranschaulicht.

Im Sommerhalbjahr pflegten die höhern Artillerievorgesetzten entweder die Festung oder auch nur das Detachement zu inspizieren, wozu die schöne Lage Silber-

bergs dringend anreizte, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig war. Da soll sich denn auch einmal folgende Szene abgespielt haben. Bei der Besichtigung des Geschützexerzierens soll auch die 25pfündige Haubitze besetzt werden, damals das schwerfälligste Geschütz der ganzen Festungsartillerie. Der Bedienungsmann, der das Auswischen des Geschützrohrs mit einem mächtigen Wischer zu besorgen hat, bemüht sich nun gleich beim ersten Kommando, seine Funktion zu verrichten, kommt aber nicht damit zu stande, weil sich nach Entfernung des undichten Mündungsdeckels ein unvermutetes Hindernis in Gestalt eines fidelen Sperlingsnestes entgegenstellte, aus dem ganz munter ein halbes Dutzend junger Spatzen heraushüpften und in der „Seele“ des Geschützrohrs piepsend und flatternd in Ängsten nach Freiheit strebten. Der Herr General soll den Kommandoführer des Detachements nur etwas sonderbar angeblickt und nichts weiter als: „Recht idyllisch hier!“ gesagt haben. Die Wirkung zeigte sich aber gleich darauf in einer Versetzungsordre, die den Unglücksmann zur Besserung nach Kosel brachte, woselbst er längere Zeit Gelegenheit und Muße hatte, das verlorne Paradies zu betrauern.

In der That mochte damals jeder nach Silberberg kommandierte Offizier diesen Ort harmloser Selbstvergessenheit mit Bedauern verlassen, denn in den größern Garnisonen pflegte des Dienstes gleichgestellte Uhr auf jeden ernüchternd zu wirken. Auch ich zog mit Bedauern in meine neue Garnison Neisse ein und blickte öfters mit einer Art von Heimweh nach den entfernt am Horizont auftauchenden blauen Bergen der Grafschaft Glatz, bis der gänzlich veränderte Wirkungskreis bei der Feldartillerie und namentlich das „Frischauf aufs Pferd, aufs Pferd!“ die Gedanken wieder gänzlich umgewendet hatten. Im folgenden Jahre wurde ich Adjutant und trat damit in eine

so vielfach anregende Beschäftigung ganz andrer Art ein, daß die Anschauungen der ersten Leutnantsjahre über Lebensgenuß und Befriedigung des Daseins doch erheblich verändert wurden. Die Zeit verflog dabei im Sturme, bis unerwartet wieder ein Wendepunkt eintrat, und meine militärische Laufbahn in eine ganz neue Richtung brachte. Das Jahr 1859 wurde durch eine neue Art von Mobilmachung, Kriegsbereitschaft genannt, denkwürdig. Die Armee erhielt einen bedeutenden Zuwachs an Neuformationen und Verstärkungen aller Art für unmittelbar bevorstehende Kriegszwecke. Nur die bei einer wirklichen Mobilmachung eintretende Verstärkung der Bezüge an Gehalt und Zulagen blieb aus Ersparnisrücksichten weg, dagegen machten sich verschiedne mit der Kriegsbereitschaft verknüpfte Störungen in der bisherigen Lebensweise, z. B. Dislokationen mit häufigem Wechsel auf oft recht armselige Dörfer oder in ganz kleine Landstädtchen, wie Ottmachau oder Patschkau, empfindlich geltend, und statt der erhofften kriegsmäßig angehauchten freien Bewegung wurden uns zahlreiche Besichtigungen aller Art zu teil, die sich in nichts von den bisher erlebten unterschieden. Mir war aber bei einer solchen doch etwas neues, allerdings recht unangenehmes beschieden. Ich stürzte im Adjutantendienste mit dem Pferde auf der durch heftigen Regen sehr schlüpfrig gewordnen Stephansdorfer Heide bei Neisse so unglücklich, daß der Gaul auf mich fiel und mir mit Hilfe des damals bei der Artillerie vorschriftsmäßigen, ungeheuer schweren Säbels, Murphi genannt, das rechte Bein und Fußgelenk brach. Durch irgend welche, mir heut noch nicht klaren Umstände veranlaßt, blieb mein Sturz unbeobachtet oder auch unbeachtet (man war ja vor vermeintlich nahem Kriege und mußte sich in jeder Beziehung darauf vorbereiten); ich blieb wohl eine Stunde hilflos auf dem Felde

liegen und mochte durch unangebrachte Versuche, mir selbst auf- und fortzuhelfen, meine Verletzung nur verschlimmert haben. Endlich erbarmte sich ein zufällig über das Feld kommender Bauer meiner, lud mich auf seinen Leiterwagen und brachte mich nach Neisse ins Lazarett, wo nur konstatiert werden konnte, daß die Verletzung schwer, wegen der starken Geschwulst aber vorläufig nichts zu machen sei. Ich bekam noch einige gut gemeinte Vorwürfe zu hören, weshalb ich denn nicht schneller ärztliche Hilfe nachgesucht hätte, nun würde die Sache wohl etwas langwierig werden, und dergleichen — eine recht tröstliche Aussicht so kurz vor Ausbruch des Krieges, an dem niemand zweifelte. Nun, zum Kriege kam es damals nicht, und geheilt hat man mich ja auch, und zwar sehr gut, aber langsam, unendlich langsam, sodaß ich manchmal den Mut schon ganz sinken lassen wollte.

In solcher Stimmung traf mich einst mein Kommandeur, der spätere General-Inspekteur der Artillerie von Bülow, und stellte mir in Aussicht, daß ich eine Zeit lang außer der Front beschäftigt werden sollte, sodaß ich mehr Schonung genießen und die völlige Wiederherstellung mit der nötigen Ruhe erwarten könnte. Dankbar nahm ich diese Hilfe an und geriet so in die Technik, wobei ich alsbald unter Beförderung zum Premierleutnant (14. September 1860) als Direktionsassistent zur Pulverfabrik Neisse kommandiert wurde. Da nicht von mir verlangt wurde, Pulver zu erfinden, sondern nur, welches machen zu lassen, so ging die Sache auch ohne Schwierigkeiten. Ich gelangte bald dahin, mein neues Dienstverhältnis zu beherrschen, und da ich mich von Tag zu Tag mehr der Felddienstfähigkeit näherte, so hatte ich alle Ursache, der erlittnen Wendung meines Geschickes ein freundliches Gesicht zu machen. In diese Zeit fällt auch meine Verheiratung, für die die nette Dienstwohnung in dem herrlichen Park

der Pulverfabrik eine ungemein angenehme Beigabe wurde. Das damals erworbne Familienglück hat mich, Gott sei Dank, bis über die Dienstzeit hinaus, bis zur heutigen Stunde getreu begleitet, und so wird man es erklärlich finden, wenn die Erinnerung an diese zweite Idylle in meiner militärischen Laufbahn ein besonders lebhaftes Kolorit trägt.

Länger als fünf Jahre währte diese Unterbrechung des praktischen Dienstes, da machte ihr der Krieg gegen Österreich ein jähes Ende. Anfangs glaubte niemand an wirklichen Krieg. Mir wurde der Ernst erst klar, als ich ganz unvermutet mitten in der Nacht aus allen gewohnten Verhältnissen herausgerissen und in weite Ferne gesandt wurde. Das ging so zu. Eben war ich von meiner Stellung als Direktionsassistent der Pulverfabrik abgelöst worden und wartete auf weitere Verwendung im alten Regiment, da suchte mich mein neuer Abteilungskommandeur im Anfang April zu mitternächtlicher Stunde persönlich auf, um mir den Befehl zu erteilen, mit dem Frühzuge über Breslau und Berlin nach Schleswig-Holstein abzureisen. In Breslau sollte ich mich unverzüglich beim Generalkommando anmelden, das mich mit näherer Instruktion versehen würde; ich sei als Marschkommissarius für eine Anzahl von Eisenbahntransporten ausersehen.

Zur Erklärung dieses Auftrages erinnere ich daran, daß im Herzogtum Schleswig seit dem Kriege von 1864 mehrere Truppenteile des fünften und sechsten Armeekorps, so das Grenadierregiment Nr. 11, das Infanterieregiment Nr. 59 und die dritte Abteilung des sechsten Artillerieregiments als Besatzung abgezweigt waren, alles nur auf Friedensfuß. Als nun die Wahrscheinlichkeit des Krieges mit Österreich, das im Herzogtum Holstein Garnisonen hielt, z. B. in Altona, Kiel und mit Preußen gemeinschaftlich in Rendsburg, immer näher rückte, war der preußischen Heeresverwaltung

daran gelegen, daß die genannten Truppenteile, wie überhaupt alle dort oben dislozierten, nicht etwa in der Friedensformation überrascht und zum Schlagen genötigt würden. Zu diesem Zweck mußten die zur Kriegsstärke fehlenden Mannschaften und außerdem alles Material zur Kriegsausrüstung, soweit es noch nicht zur Stelle war, schleunigst nachgesandt werden. Für die Artillerie handelte es sich hauptsächlich um die Munitionskolonnen, deren gesamtes totes Material noch in Breslau lagerte. Die Pferde sollten im Herzogtum Schleswig angekauft werden, wofür das benachbarte Jütland mit seinem vorzüglichen Pferdematerial sehr günstig war, Mannschaften und Fahrzeuge mußten auf den Eisenbahntransport verwiesen werden. Dabei war nur der eine eigentümliche Umstand zu berücksichtigen, daß alle diese Verstärkungen, ehe sie an ihren Bestimmungsort gelangten, vorher mitten durch die Positionen des künftigen Gegners, namentlich durch dessen Hauptetappe — Altona — hindurch geführt werden mußten. Schleunigste Abfertigung also, bevor sich die Verhältnisse ganz zugespitzt hatten, war unbedingt geboten und die Vorbereitungen mußten absolut sicher und erschöpfend getroffen werden. Eine Verbindungsbahn Altona-Hamburg bestand damals noch nicht, deshalb blieb nichts übrig, als die Augmentationsmannschaften von einem Bahnhof zum andern — durch ganz Hamburg durch — im Fußmarsch zu führen und ihnen die Fahrzeuge der drei Munitionskolonnen mit zu ermietenden Zivilgespannen anzuschließen. Um dies einzuleiten, wurde ich mit der Weisung vorausgeschickt, unfehlbare Sicherheit für diese Transporte zu schaffen, dabei aber alles zu vermeiden, was irgend einen Einspruch des österreichischen Kommandos in Altona hervorrufen könnte.

Na, das war ein ganz schöner Auftrag! Auf diplomatische Anlagen war ich bisher noch nicht

geprüft worden, und nach etwas mehr, wie nach einfachem Quartiermacherdienst sah das Ding doch aus. Nachdem ich durch listige Benutzung der Eisenbahnzüge noch einen mehrstündigen Abstecher mitten in die Stadt Berlin hinein ermöglicht hatte, suchte ich, in Altona angekommen, den preußischen Etappenkommandanten, Major v. D., auf, der mich durch die wahrhaft klassische Ruhe, mit der er meinen Auftrag glücklich zu lösen half, außerordentlich stärkte. Sein Wesen, seine Anordnungen machten ganz den Eindruck, als ob derartige Geschäfte zu seinem täglichen Brot gehörten. Er hatte seine Stellung auch in der That schon während des Krieges gegen Dänemark innegehabt, er orientierte mich sehr richtig über die Persönlichkeit des österreichischen Befehlshabers, General von Kalik, und entließ mich mit einem freundlichen: „Gute Verrichtung!“ Schön, sagte ich mir, also darauf los gebismarckt! und begab mich schnurstracks in die Höhle des Löwen.

Ich traf den General in seinem Empfangszimmer in der Gesellschaft zweier Offiziere, vermutlich seiner Adjutanten. Alle drei rauchten, „hoffentlich noch Friedenspfeifen,“ dachte ich.

Meine Meldung von der bevorstehenden Ankunft der erwähnten Transporte wurde ruhig entgegengenommen, die Herren blickten sich bloß bedeutsam an. Dann fragte der General: „Was bedeuten diese Mannschaften und diese Wagen?“ Getreu meinem Vorhaben, jede überflüssige Erörterung zu vermeiden, erwiderte ich kurz: „O, das sind nur integrierende Bestandteile der Regimenter.“ Der General sah mich mit einem halb spöttischen, halb freundlichen Lächeln an und meinte: „So, wann das integrierende Teile sind, dann lassens ruhig rüberschaffen, das geht dann in eins!“ Schleunigst war ich zur Thür hinaus, froh, daß sich meine Thätigkeit so gut anließ. Am andern Tage hatten dann die Hamburger das seltne

Schauspiel, eine endlose Kolonne preußischer Kriegsfahrzeuge, geleitet von bärtigen Reservemännern und bespannt mit Hamburger Hürdler- und Droschkenpferden, durch ihre belebten Straßen ziehen zu sehen.

In Schleswig angelangt übernahm ich alsbald meine Funktion als Kommandeur einer Artilleriemunitionskolonne, die dort unter recht abnormen Verhältnissen mobil gemacht wurde. Fast in allen Stücken wich die Ausführung von den Anweisungen ab, die für solchen Fall im Frieden festgesetzt waren. Die Bekleidung und Beschirrung der Pferde befand sich nichts weniger als zweckmäßig geordnet oder verteilt in unzähligen Packgefäßen oder in Güterwagen offen untergebracht. Diese waren auf dem gerade disponibeln Geleise verstreut, über die die truppweise anlangenden, direkt aus den Händen der Händler übernommnen Pferde nicht herangeführt werden konnten. Jedes Stück mußte daher mehrmals aufgenommen und wieder abgelegt werden, bis sich endlich durch die Praxis die förderlichste Art, mit all dem Zeug aufzuräumen, herausgestellt hatte. Die Munitionswagen mußten aller Augenblicke geöffnet werden, was in Anbetracht ihres gefährlichen Inhalts und der Nähe von funkensprühenden Lokomotiven nicht zur Beruhigung beitrug. Die Mannschaften, selbst eben erst zugeteilt, kannten keinen Vorgesetzten und wurden von keinem gekannt, liefen planlos dazwischen umher, zwar eifrigst bemüht, überall mit anzufassen und zu helfen, aber eben deswegen meist am unrichtigen Fleck. Dazu ein heulender Sturmwind, der die Wogen der dicht dabei gelegnen, hier zu einem breiten See erweiterten Schlei mit furchtbarem Getöse an das Ufer trieb, kurz, das Bild war ebenso ungewohnt wie verwirrend. Erleichtert atmete ich erst auf, als ich an der Spitze der neugebornen Kolonne am späten Nachmittag im ersten

Quartier auf fremdem Boden, in Fahrdorf an der Schlei eingerückt war. Die liebenswürdige Aufnahme, die mir zu teil wurde, trug dazu bei, bald den Eindruck des ungeheuern Unterschiedes zu verwischen, der zwischen den Erlebnissen von heute, halb und halb im Kriegsgetümmel, und den von vorgestern im trauten Familienkreise und in der Heimat lag.

Der Geschichte der sich nunmehr entspinnenden Entwicklung zum Kriege mit Österreich wurde ich bald näher gerückt. Hier oben, in den „auf ewig ungeteilten" Herzogtümern mußte die Berührung der zukünftigen Gegner unter einander merkliche Schwierigkeiten erzeugen. Es war uns zwar auf das dringendste anempfohlen worden, alles, was zu einem „Zwischenfall" hätte führen können, peinlichst zu vermeiden. Das gegenseitige Mißtrauen wuchs aber natürlich von Tag zu Tag, und mit der Gemütlichkeit war es in den gemeinsam belegten Orten vorbei. Die Munitionskolonnen wurden mehrmals verlegt. Die von mir befehligte zweite kam zunächst nach Eckernförde, wo ein Bataillon des 59. Infanterieregiments stand. In diesem reizend am Ufer der Ostsee gelegnen Städtchen, auf der Hälfte des Weges zwischen Schleswig und Kiel, den Sitzen der beiden Höchstkommandierenden, des Generals von Manteuffel und des Feldmarschall-Leutnants von Gablentz, würden wir von der Nähe weltbewegender Ereignisse kaum etwas gespürt haben, wenn nicht mehrere aufeinanderfolgende Zusammenkünfte der genannten beiden Führer die Aufmerksamkeit stets aufs neue rege gemacht hätten. In dem einzigen vorhandnen Gasthofe, wo diese Zusammenkünfte stattfanden, hatten die Offiziere der Garnison ihren Mittagstisch, an dem jene teil zu nehmen pflegten, und man kann sich denken, wie gespannt alles ihrer Unterhaltung folgte. Selbstverständlich kam aber nichts zu unsern Ohren, was nicht für sie

bestimmt war, höchstens konnte man aus der immer gesteigerten Liebenswürdigkeit und Artigkeit in dem gegenseitigen Verhalten der Diplomatengenerale einen Schluß auf die immer größere Zuspitzung der Lage ziehen. Vorläufig blieb aber alles noch ruhig und äußerlich friedlich, sodaß ich ohne Bedenken eine Vergnügungspartie zu Wagen nach Kiel unternehmen konnte, wo die österreichischen Kameraden beim Begegnen auf der Straße uns allerdings nicht gerade wohlwollende Blicke zuwarfen und überhaupt eine allgemeine Geringschätzung des preußischen Offiziers verrieten. Wir ließen uns das weiter nicht anfechten, sondern genossen die herrliche Lage dieser schönen Hafenstadt nebst ihrer Umgebung mit dem ganzen Entzücken, das sie jedem Besucher abnötigt, und kehrten hochbefriedigt spät abends nach Eckernförde zurück, wo inzwischen Marschbefehl für den folgenden Tag eingetroffen war.

Das kleine Korps in Schleswig fing an, sich ernster auf den Krieg einzurichten. Die Infanterieregimenter wurden näher zusammengezogen, und die Kolonnen mehr hinter die Front dirigiert, wie es die Marschordnung verlangte.

Die zweite Artilleriemunitionskolonne wurde jenseits der Schlei in die Landschaft Angeln verlegt; ich kam nach dem Gute Grumbye, wo mir noch eine Reihe schöner, friedlicher Tage beschert war, die mir persönlich durch die sehr entgegenkommende Freundlichkeit des Besitzers und seiner Familie, der Kolonne aber durch die Gelegenheit, täglich tüchtig exerzieren und allerlei Ubungen, namentlich im Fahren, vornehmen zu können, nur angenehme Nachwirkungen hinterließ.

Im Monat Juni begann das Vorspiel zum Kriege. Die österreichische Besatzung von Holstein marschierte aus dem Herzogtum hinaus; die Preußen

folgten ihnen auf den Fersen bis Altona-Hamburg, wo die Österreicher die Eisenbahn benutzten, um zu ihrer Hauptmacht in Böhmen zu stoßen, während die preußischen Truppen die Elbe überschritten, das Königreich Hannover besetzten und zum Gefecht von Langensalza gelangten. Der Marsch durch Schleswig-Holstein wurde wegen der herrschenden großen Hitze und durch die nötige Beschleunigung ziemlich anstrengend. Gerade erhebend ist das Leben bei einer Kolonne im Kriege nicht. Gewiß ist es ein trauriges Los, immer möglichst weit ab vom Feinde gestellt zu sein und dabei zu wissen, daß man überhaupt nicht berechtigt und gar nicht darauf eingerichtet ist, nach dem sehnlichst begehrten Lorbeer zu streben. Es ist ungeheuer schwer, zu verzichten, von der Truppe bei allen Gelegenheiten höchstens als ein notwendiges Übel behandelt zu werden, und dabei den Stachel im Herzen zu haben, daß man geglaubt hatte, Artillerist zu werden und zu sein, ohne eine Ahnung davon, daß diese Waffe einem ganz bedeutenden Teile ihrer Offiziere für den Kriegsfall das Handwerk des Kolonnenfahrers auferlege. Was half da der gewiß richtig begründete und von allen Seiten auch reichlich gespendete Trost, daß im Kriege wie im Frieden jeder Offizier und jeder Soldat an dem Platze, auf den ihn des Königs Befehl stelle, dem Vaterlande nötig sei und sich dessen Dank erwerben könne?

Mißmutig zog man seines Wegs, die ewig sich wiederholenden Marschstockungen, die sich am Ende einer langen Kolonne immer fühlbarer machen, ermüdeten unbeschreiblich, und die zahlreichen Maroden, die die vormarschierenden Regimenter rechts und links in den Gräben der Straße zurückgelassen hatten, trugen nicht dazu bei, die Handhabung einer straffen Marschordnung zu erleichtern. Da lernt man sich in der Geduld üben, und wohl dem, der eine ausreichende

Portion kalten Blutes hat, denn mit Leidenschaftlichkeit kommt man hier nicht weit, höchstens bekommt man die sogenannte Kolonnenkrankheit, mit der auch gar mancher Kamerad schwer zu ringen gehabt hat. Einmal, als ich in versengender Hitze die endlose Reihe meiner Bespannungen an mir hatte vorüberziehen lassen, durchblitzte mich plötzlich aufheiternd der Gedanke: Herr Gott, unter diesen Ungetümen von Wagen steckt ja wohl so mancher alte Bekannte aus dem Zeughause an der Barbarakirche in Breslau. Der oder jener von ihnen glänzt nur deshalb so schön in der Sonne, weil du ihn so sauber angestrichen hast! Und wie ergänzend klang das Soldatenlied, das die vorüberschreitende Mannschaft gerade angestimmt hatte:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Der Krieg, der keinen verschont.

3

Beförderung zum Hauptmann und Krieg gegen Österreich

Aber auch in andrer Beziehung hatte das: „Es kann ja nicht immer so bleiben" für mich Bedeutung; als ich gegen Mittag in das Marschquartier kam, erreichte mich die Nachricht, daß ich unter Beförderung zum Hauptmann in die fünfte Artilleriebrigade versetzt sei. (25. Mai 1866.) Die Freude über das Avancement wurde durch die Versetzung stark beeinträchtigt; nicht als ob die neue Nummer trotz der Garnisonen Posen, Thorn und Graudenz irgend etwas unerwünschtes an sich gehabt hätte, ich kannte und schätzte ja eine große Anzahl der zukünftigen Regimentskameraden sehr hoch, sondern lediglich die Vorstellung, der lieben Familie, denn dazu war mir während nunmehr fünfzehn Jahren das sechste Regiment geworden, Valet sagen zu müssen, verursachte mir ernste Trauer. Noch war ich mit meinen Gefühlen nicht wieder ins richtige Gleichgewicht gekommen, als auch schon mein Nachfolger im Kommando anlangte. Er kam direkt von der Avantgarde aus Schlesien und war auch wenig erbaut, hier mit dem Train marschieren zu sollen. Da blieb nicht lange Zeit, sich Reflexionen hinzugeben. Nach schnell erledigter Übergabe der Kolonne blieb es

mir überlassen, den geeignetsten Weg zu finden, um Sicherheit zu erlangen, wo und in welcher Weise ich demnächst dienstliche Verwendung erhalten würde.

Der Krieg hatte begonnen, und Eile that unter allen Umständen gut. Jetzt ging mir erst der Gedanke mit Besorgnis durch die Seele: Wenn du nun eine Festungskompagnie oder Ersatzbatterie erhalten hättest! Würdest du dich nicht glücklich schätzen, im neuen Regiment wieder eine Kolonne zu bekommen? Das ist doch immer noch besser, als ganz daheim gelassen zu werden! An eine Feldbatterie war ja für einen Hauptmann dritter Klasse und noch dazu im Einschub gar nicht zu denken. Wie erfahre ich mein Schicksal am schnellsten? Zunächst nach Berlin, um Erkundigungen einzuziehen, wo der Stab der fünften Artilleriebrigade zu treffen sei. Zu meiner Freude höre ich in Berlin, da müsse ich schleunigst nach Neisse. Dort sei das Oberkommando der zweiten Armee, da würde ich auch die Dislokation des fünften Armeekorps erfahren können. Wie schnell war ich wieder in Neisse, wo ich meine Familie zurückgelassen hatte! Gerade so unerwartet wie ich vor zehn Wochen diese meine zweite Heimat in Nacht und Finsternis verlassen hatte, ungewiß, was die nächste Zeit bringen könnte, kehrte ich jetzt dorthin zurück, froh, daß es mir vergönnt war, nochmals meine Lieben zu begrüßen, von ihnen überlegten Abschied zu nehmen.

Auf dem Oberkommando der zweiten Armee, das sich in den Räumen der Kriegsschule am Neissedamm etabliert hatte, wurde ich zur persönlichen Meldung beim Kronprinzen Friedrich Wilhelm zugelassen, der sich von mir einen kurzen Bericht über die bisherigen Vorkommnisse mit den Österreichern in Holstein erstatten ließ und mich dann an den sich in seiner Umgebung aufhaltenden Inspekteur der Artillerie, General von Lengsfeld, wies, durch dessen Vermittlung ich erfuhr, daß ich wiederum eine Artilleriemunitionskolonne,

die dritte des fünften Regiments, zu übernehmen habe. Wo diese zur Zeit stecke, würde ich bei dem Generalkommando des fünften Armeekorps erfahren können, das in Falkenau bei Grottkau, aber nur bis morgen früh einquartiert sei. Also schleunigst wieder auf die Eisenbahn bis Grottkau, und mittelst Leiterwagen, der Pferdeausrüstung und Gepäck mitführte, nach Falkenau. Es war schon sehr dunkel, als ich dort ankam, sodaß ich meinen neuen Herrn Brigadekommandeur v. K. im Hausflur des mir von so manchen Ballvergnügen her wohlbekannten Schlosses um ein Haar über den Haufen gerannt hätte. Nach einem infolgedessen etwas sehr kühlen Empfang und der Verweisung an die Adjutantur bekam ich endlich den Bescheid, mich nach Gierau zu verfügen, wo die mir zugedachte Kolonne untergebracht sei. Um Mitternacht gelangte ich endlich an den bezeichneten Ort, der mir auch früher schon einmal auf dem Marsche zur Schießübung nach Breslau Quartier gewährt hatte. Damit begann für mich der Feldzug gegen Österreich in meiner neuen Stellung als Kommandeur der dritten Artilleriemunitionskolonne der fünften Artilleriebrigade.

Sehr viele aufregende Momente hat er für mich nicht gebracht, das lag eben in der oben berührten dienstlichen Stellung. Nur von persönlichen Erlebnissen, die mit meiner Stellung als Kolonnenkommandeur nicht direkt im Zusammenhang standen und mir doch die traurige Kehrseite der Schlachten sehr nahe führten, habe ich später einiges zu berichten.

Das fünfte Armeekorps war durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen gerückt, wo die ersten Zusammenstöße der feindlichen Heere stattfanden. Die herrliche Gebirgslandschaft, die den Touristen in Entzücken versetzen muß, übte auf die Marschkolonnen einen weniger angenehmen Eindruck aus, da die Schwierigkeiten, die sich der gleichmäßigen Fortbewegung der Heeresteile

entgegenstellten, das Hauptinteresse vorwegnahmen. In verstärktem Maße traten hier, namentlich hinten beim Train, die nämlichen Erscheinungen zu Tage, wie ich sie in Holstein bereits zur Genüge kennen gelernt hatte. Nur war hier, wo jede Stunde den Kampf bringen konnte, die Strenge der Marschordnung noch um vieles größer. Der kommandierende General von Steinmetz widmete den Zuständen hinter der Front des Armeekorps seine ganz besondre Aufmerksamkeit, und es fehlte nicht an Episoden, die jeden Versuch, nach irgend einer Richtung etwa eine nicht auf dem Reglement fußende Erleichterung eintreten oder durchschlüpfen zu lassen, unmöglich machten. Gewiß mit Recht, denn die Lage und die Aufgaben des Korps forderten das äußerste Maß von Leistungen, das nur durch strengste Pflichterfüllung an allen Stellen erreicht werden konnte. Und für schwächliche Regungen war General von Steinmetz nicht der Mann, auch nicht für Nachsicht und kaum für die Gründe der Billigkeit.

Wir, bei der immerhin doch leidlich militärisch disziplinierten Artilleriekolonnenabteilung, kamen im allgemeinen noch gut genug weg, wenn auch unser Abteilungskommandeur, Hauptmann von B., bei der Durchführung des meist erst um Mitternacht anlangenden Marschbefehls oft trübe Erfahrungen machen mußte. Dagegen konnten die improvisierten Fuhrparkskolonnen, deren Bespannung Fuhrknechten anvertraut war, die das Land auf Requisition gestellt hatte, ganz erbauliche Geschichten von dem persönlichen Eingreifen des Herrn Korpskommandeurs erzählen. Die Leute fürchteten sich vor ihm wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns und wehe dem, der bei einer Ungehörigkeit erwischt wurde. Wehe auch jedem etwa vereinzelt sichtbar werdenden Bestandteil der großen Truppenbagage! Hatte der Blick des alten Herrn auch nur ein überzähliges Stück des Offiziergepäcks erspäht, dann

ohne Gnade herunter mit ihm vom Wagen, auf das freie Feld neben der Straße! dort mochte aus ihm werden, was wollte. Da galt keine Entschuldigung, keine Erklärung, kein Einwand — ob willkürliche Überschreitung der gestatteten Grenzen, ob absoluter Zwang widrigen Geschicks oder unberechenbarer Zufall die Veranlassung zu der Überschreitung des Reglements waren, ganz egal, es wurde aufgeräumt, und namentlich zu Beginn der Kriegsoperationen konnten die später Vorübermarschierenden häufig genug und gewissermaßen als Warnungszeichen allerlei Privateigentum hie und da herrenlos und dem Verderben preisgegeben, herumliegen sehen.

Gefecht bei Nachod

Wir waren am 27. Juni 1866 bis in die Gegend von Rückers, an der Straße von Glatz nach Nachod gelangt, als ein ungewöhnlich langer Halt anzeigte, daß die Avantgarde des Korps auf ein ernstes Hindernis gestoßen sein mußte; bald ließ heftiger Kanonendonner keinen Zweifel darüber bestehen. Dicht vor uns hielt die gesamte Reserveartillerie des Korps; nach damaliger Ansicht der Heerführer entsprach die Stelle in der Marschordnung, hinter allen Infanterie- und Kavallerietruppenteilen, dicht vor dem großen Train, durchaus jener unglückseligen Benennung. Endlich, nachdem vorn das Gefecht schon lange Zeit hindurch im Gange gewesen war, setzte sich auch die Reserveartillerie in Bewegung. Deutlich konnten wir beobachten, mit welcher Schwierigkeit und Langsamkeit der Marsch durch den langen Paß hindurch vor sich ging, denn man war ausschließlich auf die einzige, von Truppen und Wagen aller Art stark gefüllte Chaussee angewiesen. Es bedurfte der ganzen Fahrkunst preußischer Batterien, um bei den vielen Hemmnissen vorbei den Aufmarsch auf dem Schlachtfelde durchzusetzen, und die Stockungen in der Bewegung wollten kein Ende nehmen.

Das Gefechtsterrain selbst war durch zwischenliegende Erhöhungen den Augen entzogen, bald aber kündete der sich verdoppelnde Donner der Geschütze das Eingreifen der Reserveartillerie an.

Der preußischen Feldartillerie ist nach dem Kriege von 1866 mehrfach der Vorwurf gemacht worden, ihre Thätigkeit und Wirkung sei erheblich hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Wenn dies der Fall war, so trifft der Vorwurf mit Unrecht den Artilleristen allein; denn zu einer Zeit, wo fast alle fremden Mächte bereits das gezogne Rohr eingeführt hatten, mußte noch eine ganze Anzahl von Batterien mit den ganz minderwertigen glatten Geschützen ins Feld rücken; es soll hier nicht untersucht werden, an welcher Stelle im preußischen Heeresorganismus hierfür die Schuld lag. Noch in viel höherm Maße aber darf man über die mangelhafte Verwendung der Artillerie klagen, und dieser Vorwurf fällt doch der Hauptsache nach den höhern Befehlshabern zur Last. Ähnlich, wie hier bei Nachod, lagen damals die Verhältnisse überall: die fehlerhafte Einrangierung der Hauptkraft der Artillerie ganz an das Ende der Marschkolonne mußte notwendig Versäumnisse für ihre Schlachtthätigkeit im Gefolge haben, und diese Versäumnisse verschuldeten den erhöhten Verlust, namentlich der Infanterie. Bei richtig durchgeführter Vorarbeit der zahlreich vorhandnen Geschütze würde der Verlust gewiß nicht solche Größe erreicht haben. Es kam wohl noch dazu, daß die Infanterie im Bewußtsein, ein überlegnes Gewehr zu besitzen, selten die Artilleriewirkung abwartete, sondern mit einem gewiß nicht zu unterschätzenden Angriffsdrang die Entscheidung so schnell wie möglich in die Hand nahm.

Erst im spätern Verlaufe des französischen Krieges ist hierin wieder ein Wandel zu verzeichnen, und damit wurde der Feldartillerie eine Rolle wiedergegeben,

die sie in frühern Feldzügen, namentlich im Befreiungskriege 1813—15, in zahlreichen Schlachten zum eignen hohen Ruhme und zum Heile des Vaterlandes unbestritten vorzüglich durchgeführt hatte.

Die obere Heeresleitung fing im Jahre 1870 damit an, der „Korpsartillerie" (diesen zutreffendern Namen hatte inzwischen die „Reserveartillerie" erhalten) den Charakter eines Schlachtenkörpers zuzuteilen, dessen Einreihung in die Schlachtlinie ebenso wie die der Divisionen der Infanterie und der Kavallerie der Initiative ihrer Kommandeure anvertraut wurde. Es ist begreiflich, daß sich nun jeder Führer bis herunter zu den Batteriechefs selbst gelobte, auch ohne Befehl seine Geschütze um jeden Preis überall da an dem Kampfe teilnehmen zu lassen, wo sich nur irgend eine Möglichkeit dafür bieten würde. Und das Zeugnis werden die Kameraden der andern Waffen der Artillerie nicht versagen, daß das Gelübde gehalten worden ist.

Doch zurück nach Nachod. Vor uns tobte der Lärm der Schlacht stundenlang, ohne daß wir auch nur eine einzige Nachricht erhalten konnten, wie es eigentlich stehe. In der erwartungsvollsten Spannung mußten wir aushalten, und nur aus dem Umstande, daß die Kolonnen ihren Platz auf der Chaussee beibehalten durften, woran doch bei einer notwendigen Rückwärtsbewegung nicht zu denken gewesen wäre, war der Schluß gestattet, daß alles gut gehe. Endlich kam Befehl, bis Nachod zu folgen. Von Schritt zu Schritt wurden die Bilder des Schlachtfeldes lebendiger. Wir sahen die Spuren der Kämpfe vor uns; da liegen an der Straße tote Pferde, da ist ein Verbandplatz etabliert, auf dem sich Soldaten mit greulich aussehenden Verbänden und stark sichtbarem Blutverlust befinden; hier rechts ist ein Gartenzaun zertrümmert, das dahinter liegende Gemüsefeld ist total zertreten, da liegen die ersten Toten im Getreidefeld neben einander. In einer

Regung menschlicher Teilnahme und von dem Wunsche beseelt, zu versuchen, ob etwa noch irgend etwas angeordnet, geholfen werden könne, lasse ich mein Pferd über den Chausseegraben setzen und reite näher heran an die traurige Gruppe. Dicht dabei hält ein Grenadier vom Königsregiment ein Pferd, es wird also wohl ein Offizier daliegen. Ich frage nach dem Namen und vernehme zu meinem Entsetzen den des Hauptmanns von F. Trauriges Geschick! Im ganzen fünften Armeekorps ist nur ein Mann, den Bande der Verwandtschaft mir nahe stellen, und der erste Tote, den ich zu Gesicht bekomme, ist dieser Mann! Schnell stieg ich vom Pferde, um die auch im Tode energischen Züge meines Schwagers zum letztenmale zu sehen und dann in aller Hast eine kurze Benachrichtigung an unsre Familie abzusenden, da mahnt mich die eiserne Pflicht. Meine Kolonne ist inzwischen rüstig vorwärts geschritten; ich jage ihr nach und komme gerade noch zurecht, um sie dem Kommandierenden vorbeizuführen, der soeben die Ordnung auf der Hauptverkehrsstraße persönlich zu überwachen anfing. Und es that not, die Passage frei zu machen. Einige unglückselige Teile der erwähnten Fuhrparkskolonnen hatten sich harmlos bis mitten in die Reservestellung des Korps vorgewagt und füllten ganz unregelmäßig verschiedne Stellen der Chaussee, deren ganze Breite jetzt dringend von den Truppen in Anspruch genommen werden mußte, die zur Herstellung einer neuen Marschordnung hin und her zogen, während andrerseits die Züge von Gefangnen oder Verwundeten, die Befehlsreiter und allerlei sonst wichtige Personen fortwährend freie Straße verlangten.

Die bekannte energische Art des Kommandierenden brachte es auch glücklich so weit, daß ernstliche Störungen des Verkehrs nicht mehr vorkamen, es wurden aber auch alle möglichen Hilfsmittel in Bewegung

gesetzt, seinen Befehlen Folge zu geben. Der General war darüber ungehalten, daß die Kolonnenabteilung der Artillerie noch immer auf der Straße hielt und nicht schon längst das Biwak bezogen habe. Die Sache war aber nicht so leicht, wie er es sich gedacht hatte. Zum Biwakplatz war den Kolonnen eine mächtige Wiese zugeteilt worden, die dicht an der Chaussee, aber tief unter ihr lag. Die Chaussee durchschneidet dort bei Nachod dammartig die ganze Thaleinsenkung, und Rampen oder andre Zugänge zu den Wiesen waren nicht vorhanden. Die Gefahr, unsre ungelenken Munitionswagen bei dem Verlassen der Chaussee umzuwerfen und durch die Munition eine Katastrophe herbeizuführen, schreckte zunächst davon ab, den Räumungsbefehl überstürzt auszuführen. Als aber die Aufforderung, die Chaussee in spätestens fünf Minuten frei zu machen, wiederholt wurde, und ein Ausweichen unmöglich war, blieb nichts übrig, als das Ding zu wagen. Wie gedacht, so geschah es: der gerade nicht sehr umsichtige Stangenreiter des ersten Wagens brachte das Kunststück fertig, daß sein Wagen, unten angekommen, auf dem Rücken lag und die vier Räder wie Hilfe flehend gen Himmel streckte. Hier war also die Gefahr ad oculos demonstriert, und ich erbat und erhielt die Genehmigung, etwas eingehendere Vorbereitungen zu treffen. Das war das Unglück einer kleinen dicht dabei gelegnen Häuslerstelle. Was diese an Thüren und Fensterläden enthielt, wurde eiligst zum Bau einer Rampe mitverwendet, deren Belag das Strohdach hergeben mußte. Es gelang, auf diese Weise einen Wagen nach dem andern durch die Begleitmannschaften auf den Biwakplatz gleiten zu lassen, nachdem die Pferde abgespannt waren.

Bevor die Nacht kam, war denn auch ein ganz behagliches Biwak zustande gekommen, und da die Nacht glücklicherweise warm blieb, vermißte man auch

nicht die fehlenden Bequemlichkeiten, die sonst dem Soldaten das Lagerleben zu erleichtern vermögen. An Stroh und Feuerungsmaterial war entschiedner Mangel, weil die Intendantur unmöglich Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, dergleichen herbeischaffen zu lassen. Es bleibt im Kriege und ganz besonders nach Gefechten eben nur übrig, daß die Kommandeure selbständig eingreifen, um ihrer Truppe das zuzuwenden, was sie zur Erhaltung und Erholung bedarf. Gewöhnlich bricht sich diese Überzeugung aber erst nach Erfahrungen Bahn, die im Anfang eines Krieges, zumal nach langem Frieden, noch nicht gemacht sein können, und so war es auch weiter nicht zu verwundern, daß der dampfende Kaffee am nächsten Morgen so ziemlich das erste und einzige war, was unsern verlangenden Magen zur Beruhigung geboten werden konnte; an den folgenden Tagen waren wir alle schon viel findiger geworden, und meine Leute hatten keinen Grund mehr, über Hunger zu klagen.

Im allgemeinen zeigte sich der Aufenthalt hinter der Front des Armeekorps als durchaus kein beneidenswertes Los; die Kehrseite des erstrittnen Sieges kam hier so recht in Beleuchtung. Die Transporte von teilweise sehr verstümmelten Verwundeten wollten kein Ende nehmen, die österreichischen Gefangnen regten auch nicht Gefühle des Triumphs, sondern des Mitleids an, und selbst der Anblick der Siegesbeute, der vorübergeführten Trophäen, der Geschütze und Fahnen, so beredt er auch von dem errungnen Siege zeugte, und die Herzen in patriotischem Stolze höher schlagen machte, rief nur ernste Betrachtungen wach. Zu früher Stunde wurde wieder aufgebrochen, dem Tage von Nachod folgte der von Skalitz, diesem das Gefecht bei Schweinschädel und am 30. Juni endlich das von Gradlitz, wo besonders viel Artilleriemunition draufging. Auch die Kolonnen bekamen ihren reichlichen

Anteil an der durch die täglichen Aktionen herbeigeführten Unruhe; meist wurden sie dem Marsche der Batterien angeschlossen und mußten dann viele Stunden lang bereit stehen, den Bewegungen der fechtenden Truppe sogleich folgen zu können. Gewöhnlich wurde es später Abend, ehe daran gedacht werden konnte, Leuten und Pferden den Lagerplatz einzurichten, und mehreremale wurde die eben begonnene Arbeit durch abändernden Befehl unterbrochen und einige Kilometer weiter von neuem angefangen. Die Ermüdung erreichte dadurch einen hohen Grad, und namentlich bei den Pferden zeigte sie sich bald merklich. Es kam dazu, daß aus den Kolonnen zahlreiche Pferde, und natürlich nicht die schlechtesten, als Ersatz zum Ausgleich der Verluste bei den Batterien entnommen wurden, sodaß an dem Aussehen der Bespannung keine Freude zu gewinnen war.

Nach den viertägigen Gefechten war bei der Mehrzahl der Batterien die Munition so ziemlich aufgebraucht, die Kolonnen entleerten sich daher zum größten Teil, und es mußte Bedacht darauf genommen werden, aus den rückwärts gelegnen Depots unverweilt Ersatz heranzuziehen. Am 1. Juli wurde daher eine gemischte Kolonne aus allen leer gewordnen Munitionswagen sämtlicher neun Kolonnen in der Stärke von siebzig Fahrzeugen zusammengestellt und nach Waldenburg in Schlesien, dem nächstgelegnen Munitionsdepot in Marsch gesetzt. Ich erhielt das Kommando über diese Abteilung und die gemessene Instruktion, die schleunigste Wiederkehr mit gefüllten Wagen als Hauptgesichtspunkt, alle andern Rücksichten nur in zweiter Linie gelten zu lassen. Zum Überlegen blieb nicht viel Zeit; es wurde flott darauf los marschiert bis in die sinkende Nacht hinein. Da in dem ersten preußischen Orte, den wir erreichten, Friedland, die Ortsbehörde uns Unterkommen verweigerte, da ein solches nicht von der vorgesetzten Be-

hörde angeordnet sei, und ich die bisher in Feindesland geübte Praxis, einfach von dem Vorhandnen Besitz zu ergreifen, im Vaterlande nicht zur Anwendung bringen wollte, so wurde auf freiem Felde gelagert. Einzelne Einwohner brachten unsern todmüden Artilleristen aus gutem Herzen allerlei Stärkungsmittel, die Pferde fütterten vom sogenannten eisernen Bestande, und mit Tagesanbruch ging es weiter nach Waldenburg, wo wir noch so zeitig anlangten, daß an demselben Tage der Empfang und die Verpackung der Munition beendet werden konnte; dann folgte ein mächtiger Schlaf, um uns für den Rückweg zu stärken. Die Entfernung von Waldenburg nach Königgrätz beträgt ungefähr neun bis zehn Meilen, und sie wurde im Laufe des 3. Juli zurückgelegt. Wenn man in Betracht zieht, daß die zurückgelegte Strecke sich durch teilweise schwer zu passierende Gebirgsgegend hinwindet, darf die Leistung nach der vorangegangnen Anstrengung als durchaus bedeutend angesehen werden. Freilich hatten wir ein Treibmittel von unwiderstehlicher Wirkung Als uns der Marsch über einzelne hochgelegne Bergrücken führte, breitete sich vor unsern Augen ein weites, hochgelegnes Plateau aus, das von Königgrätz, auf dem sich mächtige Wolken von Pulverdampf in langen Linien kreuzten; ein großartiges Schauspiel, diese weite mit Wald und Dörfern abwechselnd bedeckte Ebene. Der Donner der Schlacht wechselte ununterbrochen mit dem Blitzen der Feuerschlünde, die ihre Stellungen wie in einem geordneten Schachspiel in deutlich wahrnehmbarem Wechsel von Zeit zu Zeit änderten. Nun galt keine Müdigkeit, keine Rücksicht auf die versagenden Kräfte. Da vor uns tobte die Schlacht, da war die Sorge um den Munitionsersatz gewiß schon ernst; also vorwärts, immer wieder vorwärts, dem Kanonendonner nach! Freilich, die Pferde konnten schon nicht mehr fort, und bald hier bald da

mußte eins liegen gelassen werden, die Zahl der maroden Begleitmannschaften wuchs immer mehr. Endlich machte die Nacht, finster und stürmisch, dem Marsch ein Ende, und am Rande des Schlachtfeldes angelangt, mußte Halt gemacht werden, jedermann legte sich in den Straßengraben, wo er gerade stand; ein verlassen auf dem Felde dastehender österreichischer Trainwagen, dessen Inhalt den vorbeieilenden Truppen merkwürdigerweise entgangen war, spendete für die ausgehungerten Pferde unverhofft reichliche Nahrung — vortrefflichen Hafer, und so konnte am frühen Morgen schon an den Aufbruch gedacht werden, da auch die Mannschaft in einem nahebei gelegnen Dorfe Lebensmittel aufgetrieben hatte. Wo war aber das Regiment hingeraten? Die durch die Schlacht von Königgrätz herbeigeführte Komplikation hatte natürlich nicht in den Kreis der Berechnungen vom 1. Juli hineingezogen werden können. So viel war sicher, die gesamte Armee des Kronprinzen rückte dem geschlagnen Gegner dicht auf dem Fuße nach, die Karte wies auf die große Straße nach Pardubitz hin, also auf gut Glück darauf los, quer über das Schlachtfeld mit all seinen Schrecknissen und Greueln hinweg, je schneller desto besser, sowohl um meine Leute nicht unnötig diesen die Gemüter bedrückenden Einflüssen auszusetzen, und dann hauptsächlich, um das fünfte Armeekorps zu erreichen, ehe es etwa wieder mit dem Feinde handgemein würde.

Allmählich mehrten sich die Anzeichen, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte; groß war die Freude, als ich endlich am 4. Juli nachmittags, die kleine Stadt Horitz passierend, auf die Uniform des Regiments stieß und in Erfahrung brachte, daß der Regimentsstab im Orte untergebracht sei. Bald konnte ich meinem Kommandeur, Oberst von Kameke, die glückliche Erledigung des mir erteilten Auftrags melden und hatte die Genugthuung, daß er mir be-

kannte, ein Stein sei ihm vom Herzen gefallen, denn er sei mit Besorgnis von einer etwa bevorstehenden Wiederholung des Kampfes mit den Österreichern erfüllt gewesen, weil dafür die Munition ganz unzulänglich erschienen wäre.

Weniger erfreuten Gesichtern begegnete ich später bei den Kollegen, den Kolonnenkommandeuren, die über den Zustand der ihnen wieder zugeführten Gespanne natürlich wenig erbaut waren und bedenklich die Köpfe schüttelten. Ich ließ mich das aber weiter nicht anfechten, auch nicht, als mir hie und da der Titel eines rücksichtslosen Materialschinders beigelegt wurde, wußte ich doch, daß die hier bewiesene Rücksichtslosigkeit notwendig gewesen war.

Nach der Schlacht bei Königgrätz bestand die Fortsetzung des Krieges für uns in ununterbrochnen Märschen, die uns bis in die Gegend von Eisgrub und Lundenburg führten. Eine Zeit verhältnismäßig ruhigen Daseins brach an, da gute Quartiere mit weniger guten wechselten und irgend welche Störungen oder unvorhergesehene Ereignisse die getroffnen Dispositionen nicht durchkreuzten. Wäre nicht jener ungebetne Gast, die Cholera, unsre stete Begleiterin geworden, so hätte dies Durchstreifen der interessanten Landschaften, die uns täglich neue anmutige Bilder vor Augen führten, nur angenehme Eindrücke hinterlassen können, so aber blieben uns entsetzliche, erschütternde Fälle von dem Wüten dieser Gottesgeißel nicht erspart, und namentlich an den Ruhetagen in den durch und durch verseuchten Ortschaften häuften sich solche Bilder des Schreckens.

Doch auch freundlichere Erinnerungen tauchen aus jener Zeit auf. Eines Tages rückten wir in das kleine Städtchen Göding ein und kamen beim Beziehen der Quartiere an einem riesigen Speichergebäude vorbei, vor dem ein Offizier des Generalkommandos

gewissermaßen Wache hielt. Die Sache klärte sich bald auf; wir waren auf ein bis unter das Dach wohlgefülltes kaiserliches Tabakmagazin gestoßen, das der Kolonnenabteilung mit dem Auftrage überantwortet wurde, im Laufe des Nachmittags dafür Sorge zu tragen, daß alle Truppenteile des Korps ordnungsmäßig an der Beute teilnehmen könnten. Mir wurde der Befehl erteilt, das Magazin sofort sicher besetzen zu lassen, mir einen Überblick über die darin enthaltenen Mengen und Sorten von Tabak und Cigarren zu verschaffen und den fortwährend anlangenden Kommandos der verschiednen Regimenter brevi manu die auf sie entfallenden Anteile aushändigen zu lassen. Natürlich richtete ich mir sofort einen gut funktionierenden Spezialstab für dies unerwartete Geschäft ein, wobei namentlich ein aus der Reserve eingezogner Unteroffizier, seines Zeichens Tabakhändler oder Cigarrenfritze, eine hervorragende Rolle spielte. Mit einer mir unbegreiflichen Geschwindigkeit hatte er nicht nur Musterung über die wirklich außerordentlich großen Vorräte gehalten, sondern auch ein fachwissenschaftliches Urteil über Qualität und Verwendungsart abgegeben: „Hier, diese Ecke möchten der Herr Hauptmann wohl unter spezielle Obhut nehmen, hier ist was fürs Generalkommando und für unsre Kolonne," lautete die erste Meldung. „Das ganze Parterregeschoß ist mit Paketen angefüllt, die nur »Rattenschwänze« enthalten; Gott bewahr mich vor der Sorte," hieß es dann weiter, und der Mann hatte Recht. Welchem norddeutschen Raucher haben damals jene um ein Strohröhrchen gewickelten und scharf gelaugten langen dünnen Cigarren österreichischer Herkunft nicht den Appetit zum Rauchen verdorben? Ehe man daran einen Genuß finden kann, muß man schon durch wochenlange Entbehrungen jeglichen Tabaks zum armen Schächer ge-

worden sein. Und dann der Rauchtabak in hunderttausenden von kleinen Paketen oder in Rollen gewunden! Herrliche Sorte, höhnte der Sachverständige, so'n Tau zweimal um den Leib zu wickeln, kostet zwei Böhmen! (Bezeichnung für Silbergroschen.)

Lange Zeit zu praktischen Versuchen blieb nicht; es dauerte keine Stunde, da war der freie Platz vor dem Magazin von einem unentwirrbaren Knäuel von Wagen und Karren aller Art, von Reit- und Lastpferden, von ganzen Sektionen säcketragender Krieger dick vollgepfropft, alles beutegierig und voller Sorge, etwa zu kurz zu kommen und dann unverrichteter Sache wieder beim sehnsüchtig harrenden Regiment oder Stabe anzulangen. Der Anprall war anfangs ganz unordonnanzmäßig, und es bedurfte wiederholt aller Energie, unter dieser Bande von Abgesandten Ordnung zu halten. Doch, wie gesagt, die Vorräte waren schier unglaublich, und ehe der Abend den Schauplatz mit Finsternis bedeckt hatte, war auch das letzte Kommando schwerbepackt davon gezogen, und gähnend blickte aus den weitgeöffneten Thoren und Fenstern die Leere des gänzlich geräumten Magazins den Vorübergehenden entgegen. Daß unsre Vorratswagen in allen Abteilungen, die zur Mitführung nicht vorhandner Fleisch- und Brotvorräte bestimmt waren, mit sehr rauchbarem Tabak vollgepackt wurden, wird man ohne Beteuerungen glauben.

Einige Wochen verblieben wir in den von der Cholera heimgesuchten Distrikten, dann erlöste uns der Befehl zum allmählichen Rückmarsch nach der Heimat, und freudigen Herzens verließen wir die Stätten, die so manchem braven preußischen Soldaten das Grab bereitet hatten. Zunächst wurden wir gegen die Grenze Böhmens nach der Grafschaft Glatz geführt und genossen dort einige Wochen völliger Ruhe

und Erholung; in der hochgelegnen Landschaft besserte sich der Gesundheitszustand in kürzester Zeit vollständig, und da allerlei Annehmlichkeiten, vor allem ein ausgezeichnetes Quartier auf dem Schlosse zu Rokitnitz, die Gelegenheit zu einem längern Ausfluge nach Prag und reichlich bemessene Kriegszulage hinzutraten, so wurde allen diese Okkupationszeit zur Quelle entschiednen Wohlbehagens, das auch im Monat August während des Rückmarsches durch die Provinz Schlesien weiter dauerte. Überall wurden wir von der Einwohnerschaft mit Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit empfangen und behandelt, sodaß gar mancher die Wahrheit der Worte: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert“ erfahren konnte. In Glogau wurde demobil gemacht, dann folgte eine Zeit unsteten Daseins, wobei ich die Garnisonen der fünften Artilleriebrigade: Glogau, Posen, Freistadt und Sprottau in schneller Reihenfolge kennen lernte, bis ich im Frühjahr 1867 nach Berlin versetzt wurde und dort die Stelle als Chef der Versuchskompagnie der Artillerieprüfungskommission bekam. Die Versuchskompagnie galt damals als dritte Kompagnie der seligen Feuerwerksabteilung in Spandau, stand mit dieser aber nur in sehr loser Verbindung, da sie von ihr nur die Bekleidung und die Geldkompetenzen erhielt, während alles Dienstliche, die Befehlserteilung, die Disziplinarstrafgewalt u. a. m. von der Versuchsabteilung der Artillerieprüfungskommission gehandhabt wurden. Diese Teilung der Gewalten erwies sich aber bald als unhaltbar; der Versuch, glattere Verhältnisse herbeizuführen, indem man die Versuchskompagnie in den genannten Grenzen von der Feuerwerksabteilung losmachte und sie der neu errichteten, in Berlin garnisonierenden Artillerieschießschule zuteilte, hatte keinen nennenswerten Erfolg. Wir vertauschten das F auf der Schulter mit dem S,

wurden dadurch aber keineswegs Schießschüler. Erst einige Jahre später wurde diese seltsame Ehe gelöst; die Versuchskompagnie erhielt ihr selbständiges V und wurde völlig der Versuchsabteilung unterstellt, womit beide Teile wohl Ursache hatten, zufrieden zu sein.

Drei Jahre war es mir vergönnt, diese hoch interessante Stelle einzunehmen. Sie brachte mir die Mitwirkung bei den Arbeiten der Artillerie-Prüfungskommission, bei der ich als Referent beschäftigt wurde; in spätern Dienststellungen kamen mir die Kenntnisse und Erfahrungen so mancher Art, die bei dieser Behörde erworben wurden, zugute.

Damals war in der Verwendung der Hauptleute der Artillerie die Anordnung getroffen, daß der Regel nach die jüngsten Chefs die Festungskompagnien führten und erst, je nach Gelegenheit, nach zwei- bis dreijähriger Dienstleistung in solcher Stelle das Kommando einer Batterie erhielten. Mir wurde die Zeit bei der Versuchskompagnie in ersterm Sinne angerechnet, und so kam ich nach ganz kurzem Intermezzo in Minden, wo ich Chef einer Festungskompagnie der zehnten Artilleriebrigade war, im Jahre 1870 als Batteriechef in das hannoversche Feldartillerieregiment Nr. 10 und wurde damit der Vergünstigung teilhaftig, in einer Feldstelle an dem Kriege gegen Frankreich verwendet zu werden.

4

Batteriechef und Krieg gegen Frankreich

Wir hatten gerade die Schießübung bei Hannover beendet, als uns durch den Befehl zur Mobilmachung statt des Manöverfeldes das Kriegstheater eingeräumt wurde.

Ein Extrazug nahm die mobile fünfte leichte Batterie des hannoverschen Feldartillerieregiments Nr. 10, die zu der Korpsartillerie gehörte, auf dem Güterbahnhofe zu Hannover am 31. Juli 1870 auf und führte sie über Minden durch die Porta Westphalica dem Rheine zu, der um Mitternacht auf der festen Brücke bei Köln überschritten wurde. Die herrliche Fahrt auf dem linken Ufer des Stromes bis Bingerbrück ließ mich zeitweise, namentlich als der Glanz der Morgensonne vom wolkenlosen Himmel die grünen Rebenhügel mit ihren verwitterten Burgen und freundlich blinkenden Städtchen und Dörfern bestrahlte, den Ernst meiner ersten Rheinfahrt ganz vergessen, und als gar der Frühdampfer in der Enge bei St. Goar unserm Zuge begegnete und vom gefüllten Deck mit Tücherschwenken der in den Krieg ziehenden Artillerie ein Segenswunsch gespendet wurde, da überkam mich eine unendliche Sehnsucht, den herrlichen Strom auch einmal mit uneingeschränkter

Touristenbegeisterung bereisen zu können und der Romantik meinen Tribut zu zollen. Wie konnte ich damals ahnen, daß meine militärische Laufbahn nach glücklicher Heimkehr aus dem Kriege mich dereinst in die Lage bringen würde, nach Herzenslust diesen Wunsch zu befriedigen, und daß mir das Rheinland wie eine Heimat bekannt werden würde! Gleich in Bingerbrück trat aber für diesmal der Ernst der Situation in den Vordergrund. Unsre Marschbestimmung hatte auf Eisenbahnbenutzung bis Neunkirchen gelautet. Hier wurde uns aber mitgeteilt, daß Vorkommnisse an der französischen Grenze veränderte Dispositionen nötig gemacht hätten; wir sollten die Eisenbahn sogleich verlassen und im unmittelbaren Anschluß noch einen Landmarsch, das Nahethal hinauf, zurücklegen, und so rückten wir denn gegen Mittag in das erste Quartier, nicht weit von Kreuznach, und am andern Tage durch diesen reizend gelegnen, berühmten Badeort, wo der anhaltende Truppendurchzug augenscheinlich große Verwirrung und sogar Angst hervorgerufen hatte. Während einer kurzen Stockung, die dadurch verursacht wurde, daß viele Bewohner mit Kind und Kegel die Stadt verließen, trat eine junge Engländerin an mich heran und fragte mit sichtlicher Besorgnis, ob etwa noch heute und ganz nahe bei Kreuznach eine Schlacht geschlagen werden würde. Meine zuversichtliche Verneinung lockte einige tiefe Seufzer hervor, ob der Erleichterung, ob der Enttäuschung, blieb mir unklar, denn im ganzen machte sie den Eindruck, als ob sie sich vor so einem bischen Plünderung und sonstigem Getümmel nicht gerade gefürchtet hätte.

Das zehnte Armeekorps, in dessen Verband ich den Krieg mitgemacht habe, hat darin eine sehr glückliche Rolle gespielt. Denn es war ihm vergönnt, an den großen Entscheidungsschlachten und Siegen von Vionville, Gravelotte, Beaune-la-Rolande und Le Mans

wesentlichen Anteil zu nehmen. Es war mit berufen, die stolze Festung Metz in eiserner Umringung zu bezwingen, und durfte das schöne Frankreich durchziehen von der Ostgrenze bei Saargemünd bis weit in den Westen, an den untern Lauf der Loire, nicht mehr weit vom Atlantischen Ozean. Die unvergleichlich schön gelegne Stadt Tours und ihre Umgebung an der Loire gewährte den siegreichen Regimentern einen Frühjahrsmonat hindurch eine herrliche Erholungsstätte, während die Vertreter des französischen Volks durch ihre neugeschaffne Regierung mit dem deutschen Kaiser über den Frieden verhandelten.

In diesem Rahmen bewegte sich meine Beteiligung am Kriege als Batteriechef, und dem Verlaufe des Krieges folgend, will ich einige Erlebnisse hier näher beschreiben, selbstverständlich, ohne an eine mehr oder weniger vollständige Kriegsschilderung zu denken.

Die französische Grenze überschritten wir bei Saargemünd auf der Straße nach Pont-à-Mousson; genau an der Grenze lag eine unscheinbare Herberge, in deren Thür ein katholischer Geistlicher in Amtstracht als Beschützer der Hausbewohnerschaft beiderlei Geschlechts waltete. Wenigstens bemühte er sich angelegentlich, sie durch stets wiederholten Zuspruch zu beruhigen, so oft die preußischen Soldaten beim Anblick der dicht am Hause stehenden Grenzpfähle in wilde Hurrarufe ausbrachen. Zu welchem Zweck er dabei Bleistift und Papier handhabte, ist wohl nicht untersucht worden. Bei jedem neuen Hurra machte er eine kurze Notiz; ich denke, er wird dem Feinde Berichte über unsre Bewegungen und Stärkeverhältnisse gegeben haben.

Am Fuße des Moussonberges, am rechten Moselufer bezog die Korpsartillerie ein großes Biwak, wo am Sonntag den 15. August der erste Feldgottesdienst abgehalten wurde. Dieser hinterließ durch die Einfachheit und die Würde in der Veranstaltung einen

um so bleibendern Eindruck, als der Geistliche vom Stabe der Korpsartillerie, Pastor Krone, es ganz außerordentlich verstand, unter Hinweis auf den Ernst der augenblicklichen Lage sowohl Offiziere wie Mannschaften in einem Feuer hoher Begeisterung mit sich fortzureißen.

Am Nachmittag wurde noch ein Ausflug auf den das Biwak überragenden Moussonberg gemacht, von dessen Spitze sich eine umfassende Rundschau über die Moselebene darbot, bis weit jenseits Metz, dessen Umrisse uns hier zum erstenmale sichtbar wurden.

Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August 1870

Am 16. August wurde das Biwak bei Tagesgrauen alarmiert, und noch ehe irgend eine nähere Kenntnis der Veranlassung hierzu hatte erlangt werden können, setzten wir uns schon in Marsch. Die Richtung ging westlich, auf Thiaucourt. Eine Abteilung des sechzehnten Dragonerregiments marschierte an unsrer Spitze; das war etwas neues, also wurde die Aufmerksamkeit immer reger, doch zeigte sich zunächst nichts, was auf den bedeutungsvollen Tag besonders hingewiesen hätte. Bald verbreitete sich das Gerücht, das französische Heer sei samt seinem Kaiser infolge vorangegangner Zusammenstöße mit der preußischen Armee bei Metz im Rückzug auf Verdun begriffen, das zehnte Armeekorps solle in Eile in der Richtung auf Verdun vorgehen, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen. Damit stimmte überein, daß unsre reitenden Batterien, von ihrer größern Schnelligkeit Gebrauch machend, in der That schon auf Thiaucourt vorausgegangen waren, sodaß nunmehr die leichten Batterien, besonders meine, die fünfte leichte, die Spitze der Marschkolonne behielten. Es wurde tüchtig heiß, und der weiße Kalkstaub der französischen Straße machte sich unangenehm bemerklich. Da tönte zuerst vereinzelt, dann immer deutlicher

anschwellend Kanonendonner zu uns über die vorliegenden Terrainerhebungen herüber. Bald erzitterte die stille Luft förmlich in fortwährenden Erschütterungen; der Marsch ging mittlerweile immer ruhig weiter, doch fing jene innere Unruhe, die die Erwartung großer Ereignisse zu begleiten pflegt, an, sich der Truppe zu bemächtigen. Da erreichten wir die zwanzigste Infanteriedivision und erhielten die Erlaubnis, an ihr vorbeizutraben, ein sicheres Zeichen, daß die Artillerie auf dem Schlachtfelde zu baldiger Verwendung kommen würde. Die an unsrer Spitze befindliche Kavallerie hatte uns schon seit einiger Zeit verlassen, indem sie in flottester Gangart über die Felder hinweg Thiaucourt zu erreichen suchte, wo sich die große Menge der Reiterei zu einem Vorstoß sammelte.

Gleichwohl wurde in der Nähe des für heut bestimmten Marschzieles der Befehl gegeben, ein Biwak zu beziehen. Eben wurden die ersten Pfähle eingeschlagen, und es begann jene so oft gepflegte, peinliche Sorgfalt in der Herstellung des militärischen Lagerplatzes, da sprengte ein Adjutant des Generalkommandos, Premierleutnant von Podbielski, über die Höhen in der rechten Flanke heran, und im Augenblick hatte sich das Bild verändert. So schnell wurde noch nie die Marschfertigkeit hergestellt; ehe ich mich recht besinnen konnte, war die fünfte leichte Batterie schon an die Spitze der Marschkolonne gerückt, und fort ging es in munterm Tempo, direkt auf den Kanonendonner zu, beinahe rechtwinklig abbiegend nach der rechten Flanke der bisherigen Marschrichtung. Als wir die Höhe erklommen hatten, bot sich unsern Augen ein weit ausgedehntes Hügelland, aber von der Schlacht war noch nichts zu entdecken. Da zeigten sich am jenseitigen Rande der plateauartigen Erhebung eine ganze Menge kleiner weißer Rauchwölkchen, hoch oben am Horizont. Bald wurde uns klar, daß das nur die Raucherschei-

nungen französischer krepierender Artilleriegeschosse sein konnten, sie kündigten uns schon von der Ferne die Richtung des feindlichen Geschützfeuers an und boten uns die erste allgemeine Orientierung über den Stand und die Bewegungen bei Feind und Freund. Anfänglich täuschte man sich wohl etwas über die Entfernungen bis zu jenen Gruppen von Rauchwölkchen, man hielt sie im allgemeinen für näher, als sie thatsächlich waren. Hier in unserm Falle, wo das hüglige Zwischenland die wirklichen Standorte der feindlichen Geschütze noch völlig verdeckte, war diese Täuschung um so erklärlicher. Sie war die Veranlassung dazu, daß schon auf sehr große Entfernung von der Zone artilleristischer Thätigkeit die Marschformation und die große Straße aufgegeben, dagegen die Gefechtsformation eingenommen und auf das freie Feld übergegangen wurde. Der Regimentskommandeur Oberst von der Goltz führte selbst die beiden leichten Batterien als erste Staffel, während der Abteilungskommandeur Oberstleutnant Cotta mit den beiden schweren Batterien in ziemlichem Abstande folgte. Es konnte nicht fehlen, daß das Vorgehen von zwölf Geschützen in einer Front mit Gefechtsintervallen durch die natürlichen Hindernisse des Geländes stark beeinträchtigt wurde. Einige nasse Gräben, mehrere Straßenüberschreitungen und die sehr verschieden gestaltete Bodenbewachsung machten für einzelne Züge oder Geschütze längere Aufenthalte nötig, während die andern inzwischen ungehindert vorwärts kommen konnten; auf diese Weise erforderte die Führung der Batterie in die eigentliche Gefechtsposition einen ungewöhnlichen Aufwand an persönlichem Eingreifen, und ich war froh, als wir endlich uns der Region genähert hatten, wo die Feuerthätigkeit der Batterie beginnen konnte.

Erst in der Nähe des Dorfes Tronville, an der Straße von Metz nach Mars-la-Tour, wurde uns der

Anblick des ausgedehnten Schlachtfeldes und zugleich auch eine eindringliche Mahnung an die bevorstehenden Ereignisse zu teil. Eben hatten wir wieder vor uns einen Höhenzug, der die letzte Kulisse vor dem mit wildem Getöse erfüllten Schlachtfelde zu bilden schien, und auf dessen oberm Rande einige Schwadronen preußischer Reiterei schachbrettförmig aufgestellt waren, als plötzlich eine Granate mitten in eine der kleinen Abteilungen hineinsauste und mit scharfem Knalle platzend einige Reiter und Pferde zu Boden streckte und den ganzen Knäuel auf einen Augenblick auseinandersprengte. Dann längere Stille, Sammlung der Reiter und Herstellung der geschlossnen Ordnung, und wieder kommt eine Granate an, diesmal aber in den leeren Zwischenraum einschlagend und tief in den Boden eindringend, endlich unschädlich verpuffend. Nun also vorwärts, gleich sind wir im Granatfeuer drin, nur rasch, daß wir es schnell erwidern können. Das im Frieden oft so oder ähnlich gegebne Kommando: Gerade aus, nach der feindlichen Batterie 1500 Meter mit Granaten geladen! vom rechten Flügel Feuer! kam ganz mechanisch heraus, und nach wenigen Augenblicken war das reguläre Feuergefecht im Gange. Französische Granaten hatten unsern Aufmarsch begrüßt und setzten ihre Versuche fort, die preußischen Ankömmlinge nicht zu Worte kommen zu lassen, aber mit schlechtem Erfolge, denn sie schlugen sämtlich einige hundert Schritt vor unsrer Stellung unwirksam in das Ackerfeld ein; aber auch wir mußten uns bald überzeugen, daß die Entfernung für die Erreichung entscheidender Resultate im Geschützkampf noch zu groß sei. Also schnell das Feuer eingestellt, aufgeprotzt und im Galopp um einige hundert Meter vorgerückt und schleunigst von neuem angefangen. Jetzt war die Entfernung gut gewählt, das konnte man an den Lücken beobachten, die unsre Granaten in die feindlichen Reihen rissen.

Aus dem uns gegenüberliegenden Walde waren stärkere französische Infanterieabteilungen herausgetreten. Abwechselnd diese und die feindliche Artillerie bildeten unser Ziel, und beide wurden durch die Wirkung unsrer Granaten in kurzer Zeit vertrieben. Die französische Artillerie schoß nicht schlecht, aber ihr Geschütz- und Geschoßmaterial war dem unsrigen entschieden nicht gewachsen; die Geschosse müssen mit elenden Zündern versehen gewesen sein, denn das Krepieren erfolgte mit einer Unregelmäßigkeit, bald, und zwar meist, hoch in der Luft, bald erst längere Zeit nach dem Einschlagen in den Boden, daß das Artilleriefeuer ganz den Schrecken verlor, den es zu erregen pflegt. Auch die Beimischung der Mitrailleuse hatte nichts besonders aufregendes für den Artilleriekampf. Diese sonderbar knarrenden und für das große freie Schlachtfeld nicht übermäßig gefährlichen Kugelspritzen boten unsern Granaten doch nur leicht zerstörbare Ziele, und es dauerte auch nicht lange, und sie verstummten ganz. Entschieden am gefährlichsten erwies sich das französische Gewehrfeuer. Die Chassepots erreichten uns mit ihren noch kräftig pfeifenden Kugeln schon auf Entfernungen, die man bis dahin für Gewehrfeuer unmöglich zu halten gewohnt war, und die aufgewendeten Massen ersetzten reichlich die etwa mangelnde Schußgenauigkeit.

Die fünfte leichte Batterie erlitt an diesem unserm ersten Schlachttage des Feldzuges von 1870 in dieser und der folgenden Stellung recht bedeutende Verluste. Das erste Opfer in der Batterie war der Führer des zweiten Zuges, Leutnant der Reserve Schellhaas, der von einer in großer Nähe vor ihm platzenden Granate getroffen, augenblicklich getötet wurde. Es zeigten sich bei der später vom Arzt sehr genau ausgeführten Untersuchung der Leiche keinerlei Spuren irgend einer äußern Verwundung, nur ein blaurot gefärbter Streif, vom Munde über Kinn und Hals nach der Brust gehend,

konnte konstatiert werden, sodaß die Meinung, der Gefallne sei durch den beim Krepieren der Granate erzeugten ungeheuern Luftdruck getötet worden, für mich noch nichts an Wahrscheinlichkeit verloren hat, wenn mir auch inzwischen von einigen Ärzten versichert worden ist, daß ein solcher Fall durch kein andres Beispiel erhärtet worden sei. Ich konnte den ganzen Vorgang mit absoluter Sicherheit beobachten, da ich in demselben Augenblick, als das tötliche Geschoß platzte, mit Leutnant Schellhaas sprach und mich dabei in einer Entfernung von etwa acht bis zehn Schritten befand. Wir waren sämtlich von den Pferden abgestiegen; ich hatte ihm soeben eine Weisung über die Feuerordnung zugerufen, und er, zum Zeichen, daß er den Auftrag verstanden habe, senkte den Säbel und antwortete: „Sehr wohl, Herr“ — da fiel Blitz und Knall ganz nahe, etwa einen Meter vor ihm. Das Wort: Hauptmann kam nicht mehr zustande, der Leutnant machte einen Sprung in die Luft und fiel tot mit dem Gesicht zur Erde, den geschwungnen Säbel noch im fortgestreckten Arme festhaltend.

Nicht lange währte es, da wurde die regelmäßige Bedienung der Geschütze in der Batterie wegen der starken Verluste schwierig. Die Geschützführer des ersten und dritten Geschützes fielen, ersterer schwer verwundet, letzterer tot, auch von den Kanonieren fielen namentlich im zweiten Zuge so viele, daß wiederholt Aushilfe von den andern Geschützen abgegeben werden mußte, bis auch dort Mangel eintrat. Auch im Pferdebestande richtete das feindliche Feuer arge Verheerungen an. Eine voll in die Batterie hereinsausende Granate riß beim zweiten Geschütz zuerst das Stangensattelpferd und dann noch das Mittelhandpferd nieder, sodaß diese Bespannung einige Minuten lang einen unentwirrbaren Knäuel von um sich schlagenden, die Taue in Fetzen zerreißenden, unnahbaren wilden Tieren bildete, deren Lenker zum Teil schwer verwundet, zum Teil nur be=

täubt und ganz machtlos unthätig verharren mußten. Endlich gelang es, einigermaßen Ruhe zu schaffen und aus den herbeigezognen Reserven von der Staffel der Munitionswagen den notdürftigsten Ersatz einzustellen. Aber auch bei der Staffel waren die Verluste an Pferden schon zahlreich, und mit Besorgnis überdachte ich eben die Möglichkeit, mit der Batterie in eine neue Bewegung einzutreten, da brachte auch schon der Regimentsadjutant Premierleutnant Chüden den Befehl, sofort aufzuprotzen und über die dicht vor der Stellung sich hinziehende Straße von Vionville nach Mars-la-Tour hinweg vorzugehen, um neben der inzwischen vorgenommnen sechsten leichten Batterie Stellung zu nehmen. Ich konnte ihm nur mit einem Blick auf die bei allen Geschützen im Gange befindliche Neubesetzung mit Leuten und Pferden die Zusicherung geben, daß ich den Befehl sofort ausführen würde, sowie die Batterie dazu auch nur einigermaßen imstande sein würde. Immerhin verstrichen einige Minuten, ehe der Aufbruch erfolgen konnte. Die Bespannung aller Geschütze war auf vier Pferde verringert, die Bedienung auf drei Mann reduziert, drei Geschützführer waren durch Stellvertreter ersetzt, den zweiten Zug kommandierte an Stelle des gefallnen Leutnants der Futtermeister, Sergeant Liebisch, ein unerschrockner, tapferer Mann, der, selbst verwundet, seine Funktionen auf der Protze des vierten Geschützes sitzend ausübte, da sein Pferd unter ihm gefallen war, und er mit der verwundeten Hand keine Zügel hätte halten können. (Er erhielt außer dem eisernen Kreuz später auch noch den russischen Georgsorden.)

In dieser Verfassung überschritt die Batterie die vorliegende Chaussee auf vorher vorbereiteten Übergängen, und eben sprengte ich in eiligem Galopp der Batterie voraus, in die neue Stellung, als sich mein Pferd, von einer Chassepotkugel mitten in die Brust

getroffen, hoch aufbäumte und mit mächtigem Satze vorwärts springend tot zur Erde stürzte. Ich war auf diese plötzliche Bewegung ganz unvorbereitet und flog über den Kopf des stürzenden Tieres hinweg, und zwar mit meinem Kopf nach unten gerichtet, zu Boden. Der durch die Schuppenketten festgehaltne Helm bohrte sich mit der Kugel in den Acker ein, die innern Schrauben des Beschlags verwundeten mich schmerzhaft am Kopfe, und für kurze Zeit umfing mich eine Betäubung, der mich der in meiner Nähe befindliche Trompeter entriß, indem er mir sein Pferd zum Besteigen anbot. Schnell hinauf auf den Gaul und der Batterie nachgejagt, die indes weiter geeilt war. Ich kam gerade noch zurecht, um die Wiedereröffnung des Feuers in die Hand nehmen zu können, mußte aber zu gleicher Zeit bemerken, daß sich der dritte Zug unter Leutnant Priebe von der Batterie getrennt hatte. In den letzten Momenten des Vorgehens war die Batterie etwas aus der Richtung gekommen; das hatte ich, am Boden liegend und zurückgeblieben, nicht hindern können. So wurde der dritte Zug beim Einnehmen der neuen Stellung neben der feuernden sechsten leichten Batterie abgedrängt und auf deren linkem Flügel aufgestellt. Auf diese Weise geschah es auch, daß ich später, mich innerhalb der Stellung der ersten vier Geschütze aufhaltend, von einem Unglücksfall beim sechsten Geschütz nichts bemerken konnte. Der entstand dadurch, daß das Rohr wegen der Verwundung aller Bedienungsnummern nicht völlig geschlossen worden war, und daß ein herbei beorderter Ersatzmann den Schuß abfeuerte, und die rückwärts herausschlagenden Flammen ihn, sowie den Geschützführer, schwer verbrannten. Das Geschütz mußte zeitweilig den Dienst ganz einstellen und bedurfte sachverständiger Behandlung, um wieder schußfähig zu werden.

Nur wenige Minuten hatte die Feuerthätigkeit

in der neuen Stellung gedauert, als sich das feindliche Gewehrfeuer vor uns zu rasender Heftigkeit steigerte. Die Erklärung dafür wurde mir bald, da ich wahrnahm, daß die beiden Infanterieregimenter Nr. 16 und 57 der 38. Infanteriebrigade (von Wedell) um die Flügel der Batterie herum in dichten Schwärmen den Franzosen entgegen gingen. Einen Moment hindurch mußte das Feuer der Geschütze fast ganz ruhen, denn die Infanterie breitete sich vor unsrer Front aus. In atemloser Spannung wartete alles die nächsten Ereignisse ab. Plötzlich verschwanden die Regimenter vor unsern Augen, sie waren auf die berüchtigte Schlucht gestoßen, deren jenseitigen Rand die Franzosen besetzt hielten. Von dort schlug ein vernichtendes Feuer den die Schlucht durchschreitenden Angreifern entgegen, sodaß diese, gänzlich erschöpft von dem langen vorausgegangnen Marsche, den Rückzug antreten mußten, der erst vereinzelte Leute, dann kleinere Trupps und endlich auch die Hauptmasse wieder in und um die Batterie zurückführte. Dazwischen befand sich eine ganze Anzahl reiterlos gewordner und meist verwundeter Offizierpferde, deren Herren das Schlachtfeld tot oder verwundet in einem Zahlenverhältnis deckten, wie es ähnlich schaurig nur wenige Schlachten der Neuzeit aufweisen.

Vor der Front der Batterie waren Staub und Pulverdampf in einer schier undurchdringlichen Wolke gelagert. Als sie sich zu verziehen begann, tauchten auch schon aus bedenklicher Nähe die Linien französischer Schützen auf, deren verheerendes Feuer besonders unter der Bespannung bald so aufräumte, daß die Bewegungsfähigkeit der Batterie in Frage gestellt wurde. Weder vor uns noch neben uns war irgend eine Abteilung zu bemerken, die dem unheimlichen Vorrücken der französischen Infanterie hätte Einhalt thun können. Jetzt hieß es also sich der

eignen Haut erwehren. Das Feuer wurde so energisch fortgesetzt, wie die geringe Bedienung es zuließ, die Granaten schlugen schon auf verzweifelt nahe Entfernung bei den Franzosen ein, da rückte auch die benachbarte sechste leichte Batterie ab in eine Aufnahmestellung, die ihr der Regimentskommandeur angewiesen hatte. Nun stand meine Batterie ganz allein noch hier vorn in der ersten Linie dicht am Feinde, und eben hatte ich mir klar gemacht: Dies ist das Ende, also mit Ehren untergegangen! Da hält plötzlich der Kommandeur vor mir, auch auf einem Trompetergaul, denn ihm waren schon zwei Pferde nach einander unter dem Leibe gefallen, und redet mich an: „Was wollen Sie noch hier?" Ich antworte: „Aushalten; die Batterie ist kaum noch bewegungsfähig." Da weist er mit der Hand rückwärts und sagt: „Da kommt Rettung! Benutzen Sie diesen Moment, er dürfte nicht wiederkehren! Gehen Sie zurück neben die sechste leichte Batterie, die ich soeben jenseits der Chaussee plaziert habe!"

Und wahrhaftig, die Rettung kommt! Wie die Windsbraut ist Kavallerie — Gardedragoner und vierte Kürassiere — von rückwärts an der Batterie vorbei und hindurch gesaust, aus der ungeheuern Staubwolke blitzen Säbel und Kürasse, sie werden im Sturm in die französischen Reihen hineingetragen, das Feuern auf die Batterie hört plötzlich auf. Das für unmöglich gehaltne gelingt, die Batterie hat aufgeprotzt, mit zwei und höchstens vier Pferden bespannt ziehen die Geschütze langsam und vorsichtig den Abhang nach der Chaussee hinunter, die Gräben werden auch noch glücklich überschritten, und nach wenigen Minuten ist die Stellung der sechsten leichten Batterie erreicht, wo wieder abgeprotzt und von neuem das Feuer eröffnet wird. Und was ist in dieser kurzen Spanne Zeit da vor uns geschehen?

Das Auge schweift über die Stätte, wie hingemäht liegen da die Reihen der Dragoner und Kürassiere, vor der Front die heldenmütigen Führer, von denen nur einzelne dem Tode entgangen sind. Sie wußten wohl alle, als sie zu dem verhängnisvollen Ritte ansetzten, daß es der sichere Tod war, dem sie entgegen ritten — doch kein Zaudern, kein Bedenken! Hinein in das Getümmel, dem Feinde die schon sicher gewährte Beute zu entreißen, hinein in das Verderben, selbst Verderben bereitend! Und nicht vergeblich ist das teure Heldenblut geflossen, vor solchem Anprall erzittert des Franzosen Mut, hier wagt er an diesem Tage keine Angriffsbewegung mehr. Wie endlich allüberall auf dem weiten Schlachtfelde von Vionville ist auch hier auf dem linken Flügel bei Mars-la-Tour Sieg die Losung des heißen Tages. Zwar die Geschütze lassen ihren Donner noch bis in die sinkende Nacht über die Gefilde rollen, aber entschieden ist der Tag für Preußen, der Feind überläßt uns das Schlachtfeld und leitet damit das große Drama von Metz ein, dessen letzter Akt noch nicht drei Monate später mit dem Falle der jungfräulichen Festung vor sich ging.

So heiß der Tag gewesen war, so empfindlich kalt wurde die Augustnacht auf dem hochgelegnen Plateau. Kein Lagerplatz, kein wärmendes Feuer, keine Nahrungsmittel zur Stelle — im Chausseegraben fand der müde Körper ein geschütztes Plätzchen, die Natur verlangte ihr Recht, und fester Schlaf folgte der völligen Erschöpfung, die sich nach mehr als siebenstündigem Kampfe, nach achtzehnstündiger unausgesetzter Anstrengung jedermanns bemächtigt hatte. Es war meine erste, wirklich große Schlacht, an der ich handelnd teilgenommen hatte, ich hatte den Sieg mit erstreiten dürfen und war wie durch ein Wunder so gut wie unversehrt davon gekommen —

gewiß Empfindungen, die ein gutes Kopfkissen zu liefern vermögen, aber ich war doch froh, als die ersten Anzeichen des erwachenden Tages die Lebensgeister wieder aufgerüttelt hatten, und frische Thätigkeit alle traurigen Betrachtungen verjagte.

Und Arbeit brachte dieser auf die Schlacht folgende Tag reichlich; die gefallnen Kameraden wurden aufgesucht und beerdigt; es gelang mir dem Leutnant Schellhaas auf dem Friedhofe an der Kirche zu Tronville die letzte Ruhestatt zu schaffen, die übrigen Gefallnen wurden da beerdigt, wo sie den Schlachtentod gefunden hatten. Die Aufsammlung der zahlreichen Verwundeten, soweit das nicht schon während der Schlacht hatte geschehen können, und ihre vorläufige Unterbringung in dem zu Tronville und Mars-la-Tour errichteten Lazarette rief noch viele herzzerreißende Eindrücke hervor, da mancher junge Soldat mit bewundrungswürdigem Mute die entsetzlichsten Qualen ertrug, bis er erlöst wurde.

Dann kamen die Pferde an die Reihe; auch hier wurde das Mitleid oft stark erregt. Tiere, mit zerschossenen Gliedmaßen, die in jenen verlustreichen Stellungen diesseits und jenseits der Chaussee nach Mars-la-Tour als hinderlich oder verloren aufgegeben worden waren, hatten, ihrem wunderbaren Orientierungssinne folgend, während der Nacht den Weg zur Batterie wiedergefunden. Mancher Liebling aus den Reittouren in Hannover quälte sich da, entsetzlich anzuschauen, auf drei Beinen herum, den Stumpf des vierten kläglich nachschleppend oder ihn an einer noch haltenden Sehne herunterhängen lassend. Einzelne, mehrmals weggeführt, kehrten immer wieder zurück, bis ein mitleidiger Schuß aus der ungeschickten Fahrerpistole allem Leiden ein Ende machte.

Die Revision der Geschütze und Munitionswagen ergab ein verhältnismäßig günstiges Resultat; außer

einigen zertrümmerten Radteilen und einigen Löchern, die Gewehrkugeln in die Wände der Protzen und Wagen geschlagen hatten, machte nur jenes Rohr vom sechsten Geschütz, das durch das eigne Feuer starke Beschädigungen erlitten hatte, eine sorgfältige Arbeit durch den Batterieschlosser notwendig. Viel ernstere Sorgen bereitete die Neubesetzung der verschiednen Chargen und Funktionen. Tüchtige Geschützführer sind in einer kürzlich mobil gemachten Batterie an und für sich nicht zahlreich vorhanden, weil die Abgaben für Neuformationen gerade das Unteroffizierkorps in einer bei den andern Waffen gar nicht gekannten hohen Zahl lichten. Wenn dann gleich in der ersten Schlacht die wenigen übrig gebliebnen Berufsunteroffiziere ausfallen, wird die Verlegenheit um geeigneten Ersatz wirklich groß, und es war ein Glück, daß die Batterie in Hannover eine ganz erhebliche Zahl von Einjährigfreiwilligen in sich schloß, von denen einige des Reitens kundig und auch sonst geeignet waren, Geschützführer zu werden. Daß man auf ihre Thätigkeit sehr bald würde ernsthaft rechnen müssen, entsprach ja ganz der augenblicklichen Kriegslage.

Ganz besonders empfindlich war auch bei den zahlreichen Pferdeverlusten (23) der sich einstellende Mangel an Reitpferden. In dem Bestreben, den eigentlichen kämpfenden Teil der Batterie, die Geschütze, so schußfertig und beweglich wie möglich zu machen, hatte ich bei der Mobilmachung fast den gesamten Bestand an Stammpferden, mithin auch alle disponibeln ausgebildeten Reitpferde, an die Geschützbespannung und ihre Führer verteilt, während die Wagen der beiden Staffeln ausschließlich Pferdematerial erhielten, das erst durch die Augmentation zur Batterie kam und fast durchweg ungeübt für das Sechsgespann, jedenfalls zum Reiten nicht durchgebildet war.

Die Schlachtverluste hatten aber alle Offizierpferde und den größten Teil der Reitpferde der Geschützführer, Trompeter und übrigen Unteroffiziere weggerafft. Woher sollte jetzt Ersatz genommen werden? Einige Zugpferde der Geschützbespannung wurden wohl als Reitpferde ermittelt und verwendet, aber die besten waren auch erlegen, und guter Rat war teuer. Da mußte denn nach gutem Zutrauen gehandelt werden, und mancher zum Reitpferd beförderte Ackergaul hat auch in der That während des ganzen Feldzuges brav seine Schuldigkeit gethan und zierte auch nach der Rückkehr im Frieden noch lange die Unteroffizierreittour, den besondern Stolz der fünften leichten Batterie.

Hauptsächlich waren es die Artilleriemunitionskolonnen, die zu ihrem eignen Leidwesen das beste dazu thaten, daß die Batterien bereits am Nachmittag des 17. August wieder völlig retabliert erschienen. Alles war gerade eifrigst mit der Wiederausrüstung beschäftigt, als laute Hurras in der Nachbarschaft ertönten, die jedermann schleunigst nach dem Appellplatz lockten. König Wilhelm besuchte in Begleitung des Prinzen Friedrich Karl seine Truppen, überall freudigst und stürmisch begrüßt. Der hohe Herr rief uns einige Worte des Lobes zu, und vergessen waren Mühsal und Trauer; von Mund zu Munde ging der Ruf: „Der König hat gesagt, er sei mit seiner Artillerie zufrieden," und dann brach wie ein Sturm, immer stärker anschwellend und von Batterie zu Batterie schallend, das neue Vaterlandslied los: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall u. s. w." Nur allmählich legte sich die Flut der Begeisterung, unvergeßlichen Eindruck hinterlassend. So oft ich später bei feierlichen Anlässen diese Melodie zu hören bekam oder selbst mit anstimmte, drängte sich die Erinnerung an diese Weihestunde im eroberten Frankreich mächtig in meine Seele, und

machte immer wieder das Herz höher schlagen. Das vergißt sich nicht!

Es war gut, daß die Schlagfertigkeit mit solcher Sorgfalt und doch auch mit Eile hergestellt worden war. Denn schon winkte ein neuer Kampf; frische Armeekorps, deren Spitzen bis zu unserm Biwak ausgeschwärmt waren, traten in die vorderste Linie ein, und der gefechtsmäßige Aufbruch am frühen Morgen des 18. August bestätigte die Mutmaßungen. Die gesamte Korpsartillerie wurde in geöffneten Batteriekolonnen zwischen die beiden Infanteriedivisionen des Korps genommen und in dieser Ordnung der Marsch in der Richtung auf Metz angetreten. Nicht lange währte es, da überschritten wir jene verhängnisvolle Schlucht, die am sechzehnten der 38. Infanteriebrigade so verderblich geworden war, natürlich an andrer Stelle, die auch Geschützbespannungen kein gefährliches Hindernis entgegensetzte. Auch jene Gegend passierten wir noch einmal, wo unsre tapfere Kavallerie in die feindlichen Reihen eingebrochen war, und unsre letzte Batteriestellung dort nahe an der Schlucht sahen wir trotz der Augusthitze mit leisem Frösteln nochmals wieder. Da, etwas weiter zurück, lag auch meine brave Stute, natürlich ohne Sattel, Zaumzeug und Ausrüstung, die irgend ein glücklicher „Finder" mitgenommen hatte. Also auf Nimmerwiedersehen, mein lieber Regenmantel, mein Revolver, meine gefüllte Packtasche! —

Jetzt trat ein längerer Aufenthalt ein, weil das Gardekorps und das königlich sächsische Armeekorps unsre Marschrichtung kreuzten, um sich in die vordere Schlachtlinie zu begeben, während das dritte und zehnte Armeekorps, wohl unter Berücksichtigung des Tages von Vionville, in die zweite Linie zurücktraten. Wir gelangten dann zu den Dörfern Bruville und Doncourt, die am sechzehnten von den Franzosen zur Verteidigung eingerichtet, dann aber verlassen worden waren. Als

wir nach Beseitigung der Sperrungen hineintraten, fanden wir eine ganze Anzahl verwundeter und gefangen gewesener Preußen vor, die, über den Wechsel ihres Schicksals hocherfreut, in hellen Jubel ausbrachen, als nunmehr die Rollen getauscht und ihre ebenfalls verwundeten französischen Wächter zu Gefangnen wurden. Die wenigen zurückgebliebnen Einwohner sahen stumpfsinnig diesem Schauspiel zu. Für sie war es ziemlich gleichgiltig, ob Franzosen oder Deutsche die Herren spielten, sie waren die Gehorchenden, und über ihr Haus und ihren Hof verfügten Fremde; der arme Bauer ist im Kriege immer der Geschundne, daran sollten die französischen Revancheschreier denken. Aber freilich, der Bauer ist es nicht, der den Krieg wünscht.

Schlacht bei St. Privat am 18. August 1870

Es wurde wieder tüchtig heiß an diesem 18. August, und der Umstand, daß das ganze Korps andauernd die Gefechtsbereitschaft bewahren mußte, hatte zur Folge, daß an nachhaltige Erquickung und Stärkung von Mann und Roß nicht gedacht werden konnte. Namentlich bei den Pferden zeigte sich große Ermattung und Kraftlosigkeit, und dabei entwickelte sich vor unsern Augen die Schlacht immer ausgedehnter und hartnäckiger; jeden Augenblick durften wir gewärtig sein, mit hineingezogen zu werden. Zunächst genossen wir allerdings nur das seltene, aber sehr aufregende Schauspiel der Entwicklung gewaltiger Massen zum Kampf und das allmählich immer heftigere Entbrennen der Schlacht. Auf französischer Seite zeichnete sich die Schlachtlinie durch die stark besetzten Dörfer St. Marie-aux-chènes, St. Privat-la-Montagne und Amanvillers trotz der großen Entfernung scharf und deutlich auf dem Gelände ab. Auf unsrer Seite sah man im Vordergrunde die Artillerie von zwei Armeekorps

(Garde und sächsisches [zwölftes]), die vorderste französische Stellung bei St. Marie-aux-chênes mit umfassendem Feuer angreifen. Nach einiger Zeit räumten die Franzosen diese Stellung vor der anrückenden und angreifenden diesseitigen Infanterie und zogen sich auf St. Privat zurück. Dieses Dorf liegt hoch oben am Rande eines gegen den Angreifer allmählich abfallenden Abhanges, der in seiner ganzen Ausdehnung von der obern Stellung unter verheerendem Feuer gehalten wurde. Gegen diese Stellung setzte nun das Gardekorps, seine Artillerie vorausnehmend, den Angriff in der Front an, während das sächsische Korps, in großem Bogen links weit ausholend, gegen die feindliche rechte Flanke vorstieß. Rechts vom Gardekorps griff das neunte aus der Richtung von Vernéville die französische Stellung bei Amanvillers an, doch hinderte die starke Bewachsung des Zwischengeländes, namentlich die ausgedehnten Waldungen de la Cusse und Genivaux etwas andres auf diesem Teile des Schlachtfeldes zu bemerken, als die zahlreichen Gruppen von weißen Rauchwölkchen platzender Artilleriegeschosse hoch oben in der Luft. Von dem allmählichen Vorschreiten unsrer Regimenter legten die sich stetig steigernden, rollenden Donner des Geschützfeuers und das Knattern des Gewehrfeuers volles Zeugnis ab. Von den Kämpfen des siebenten und achten Korps bei Gravelotte war wegen des in der Nähe herrschenden Getöses und bei der weiten Entfernung des Kampffeldes von unserm Standpunkte aus, der Höhe bei Batilly, nichts wahrzunehmen.

Die Gardeartillerie vor unsrer Front war inzwischen wiederholt sprungweise vorwärts gegangen. Auch auf der linken Flanke näherte sich der Geschützdonner mehr der französischen Stellung, die sich über St. Privat hinaus in der Richtung auf Roncourt auszudehnen begann; jetzt hielt der Kommandierende des Gardekorps den Zeitpunkt für gekommen, mit

seiner Infanterie den Sturm auf St. Privat zu unternehmen, leider zu früh, da die Franzosen keineswegs erschüttert waren. Denn sie warfen dem über das gänzlich freie Gelände anstürmenden Gegner ein so verheerendes Feuer entgegen, daß die Angriffsbewegung ins Stocken geriet und erst später, nach längerm Fortwirken der jetzt auch ganz nahe herangerückten Artillerie, wieder aufgenommen werden konnte. Die Garderegimenter erlitten hierbei kolossale Verluste, und deutlich konnte ich mit dem Fernglase die Reihen gefallner Leute gewissermaßen als hinterlassne Spur jedes Sprunges nach vorwärts unterscheiden.

Jetzt endlich kam für uns der Befehl, vorzurücken und die nach so langem Ringen und unter ebenfalls beträchtlichen Verlusten erlahmende Kraft der in der vordern Linie stehenden Artillerie zu stärken. Bei St. Ail mußten wir einen sehr steilen Abhang hinunter und dann einen kaum minder steilen wieder hinauf, es war noch eine harte Arbeit für unsre schachmatten Gespanne, aber glücklich wurde sie bewältigt, und mit Ungeduld rückten wir endlich in die feuernde Artillerielinie ein, jede Batterie da Stellung nehmend, wo sie gerade noch Platz fand. Die fünfte und sechste leichte Batterie kamen neben eine schwere Gardebatterie (Seeger) zu stehen, die uns mit allen nötigen Angaben versorgte, daß wir möglichst schnell das Feuer aufnehmen konnten. Mir fiel die Stellung bei Amanvillers als Ziel zu; das leicht gebaute Dorf stand bald an mehreren Stellen in hellen Flammen, die bei der immer mehr hereinbrechenden Dunkelheit, denn es war mittlerweile Abend geworden, eine grausige Beleuchtung der ganzen Szenerie lieferten. Inzwischen war der Sturm auf St. Privat siegreich durchgeführt worden. Nachdem die Franzosen das Dorf geräumt hatten, allerdings nicht, ohne tausende von Toten und Verwundeten darin zurückzulassen, fing ihre jenseits am Waldrande aufgestellte Artillerie an, ihr

Feuer gegen das Dorf und seine ganze Umgebung zu richten, die von Preußen und Sachsen angefüllt war. Um diesem Feuer recht wirksam begegnen zu können, gingen wir beiden leichten Batterien unter Kommando meines tapfern Kollegen Richard aus der ausgedehnten Artilleriestellung, in der wir etwa eine Stunde lang gefeuert hatten, auf einige hundert Meter näher an den Waldrand heran und dämpften das französische Artilleriefeuer in kurzer Zeit fast gänzlich, freilich nicht ohne auch unsrerseits tüchtig mitgenommen zu werden. Die fünfte leichte Batterie erhielt hier ganz unvermutet heftiges Gewehrfeuer sogar von der rechten Flanke, sodaß ich genötigt wurde, die Hälfte der Batterie im Feuern eine Rechtsschwenkung ausführen zu lassen, um den unbequemen Angreifer aus seiner Position zu vertreiben. Das gelang denn auch in kürzester Zeit. Es war eine versprengte Abteilung, etwa eine halbe französische Kompagnie stark, gewesen, die sich in dem wenig übersichtlichen Gelände irgendwo eingenistet und bis dahin wenig bemerkbar gemacht hatte. Das Aufblitzen des Gewehrfeuers aus dem Rande eines Fruchtfeldes zeigte unsern Granaten die Flecke, wo sie hinzusausen hatten, und es bedurfte in der That nicht vieler, um Ruhe zu schaffen. Die versprengte Abteilung löste sich auf und war bald hinter Amanvillers geborgen. Mir wurde in dieser Kampfperiode das Futteral mit dem Fernglas weggeschossen, indem eine Chassepotkugel die beiden Trageriemenden dicht unter der Schärpe durchschnitt. Allmählich erlosch die Schlacht in der sie umhüllenden Finsternis, die durch die brennenden Dörfer nur hie und da grell unterbrochen wurde; und allmählich senkte sich Ruhe auf die ausgedehnten Gefilde, die jetzt nur noch von dem Stöhnen und Schreien der Verstümmelten und Verwundeten wiederhallten. Notdürftig wurden die Truppenverbände wiederhergestellt, und zu diesem Zweck mußten noch kurze Marschbe-

wegungen über das gänzlich unbekannte Gelände hinweg ausgeführt werden. Es war stockfinster geworden, doch reichte der in Saargemünd gestiftete Vorrat von Lichtern in unsern so oft gering geschätzten Blendlaternen noch aus, um Straßen und Wege zu finden, Tote oder Verwundete aber vermeiden zu können, deren genug überall herumlagen. Erst gegen elf Uhr war die Korpsartillerie wieder versammelt und bezog ein sehr dürftiges Biwak, wo wir empfindlich an Wassermangel litten.

Am andern Tage harrte unser ein trauriges Geschäft. Da die Armee ganz nahe an Metz herangekommen war, und eine lang aussehende Einschließung dieser wichtigen Festung als nächste Aufgabe bevorstand, so mußte in erster Linie an die gründliche Aufräumung des weitausgedehnten Schlachtfeldes gegangen werden, und zwar unverzüglich. Nachdem die Truppenabteilungen vorläufig darauf verteilt waren, erhielt jede einen entsprechenden Rayon überwiesen, innerhalb dessen die Gefallnen in Massengräbern zu vereinigen waren. Es war ein sehr aufregendes Geschäft, hunderte von Toten, Freund und Feind durch einander, bei denen alle Chargen, alle Waffengattungen, alle Abteilungen vertreten waren, herbeitragen zu lassen, durch Erforschung aller Hinterlassenschaftsstücke die Identität möglichst zweifellos festzustellen, das vorgefundne Privateigentum in sichern Verwahr zu nehmen, genaue Verzeichnisse von allem aufzunehmen und endlich die inzwischen fertig gewordnen Gräber von unermeßlichem Umfange mit so viel über einander geschichteten Reihen von Leichen anzufüllen, als irgend Platz hatten; dabei der Anblick gräßlicher Verstümmelungen und die überwältigende Majestät des Todes — diese Eindrücke ließen sich lange Zeit nicht verdrängen; noch im folgenden Jahre, nach dem Einzuge in Hannover, sagte mir ein früherer Einjähriger von der Batterie: „Herr Hauptmann, die

Schlachten, das Schießen, das Biwakieren im Schnee vor Le Mans und manches andre habe ich längst vergessen, aber das Totengräbergeschäft bei St. Privat verfolgt mich noch immer im Traum, das war zu schrecklich." Und ich konnte ihm nur beipflichten. Der ganze 19. August ging darüber hin, am folgenden Morgen rückten wir ab und noch näher an die Festung heran, deren Einschließung im Norden dem zehnten Korps zufiel; rechts von uns schloß sich das dritte Armeekorps an, mit dem linken Flügel lehnten wir uns an die Mosel, über die bei Hauconcourt eine Fähre, später eine Pontonbrücke errichtet wurde. Drüben, am andern Ufer des Flusses, schloß den Ring zwischen uns und dem ersten Armeekorps die Reservedivision Kummer; an jenes reihten sich links das siebente, das achte und das zweite Armeekorps.

Einschließung von Metz

Bei herrlichem Wetter rückten wir in die Einschließungsstellung ein; nun winkte eine Zeit größerer Ruhe, die uns durchaus willkommen war. Rings umgeben von fruchtbaren Feldern und Weinbergen, mit einer herrlichen Fernsicht auf das schöne Metz, dessen hochragende Kathedrale die Augen auf sich zog, in der Nähe eine freundliche Mühle an fließendem Wasser, auf der andern Seite eine große Ferme (Vorwerk) mit gefüllten Scheunen und belebtem Hühnerhof, das sah alles ganz verlockend aus. Dazu die Zelte aufgeschlagen, die wir auf dem Bahnhof Saargemünd den Franzosen abgejagt hatten, als sie dort einen Militärzug mit zahlreichem Armeegerät hatten stehen lassen müssen, in der That, die Einschließung ließ sich ganz gut an. Der hinkende Bote kam aber bald nach. Noch drei Tage lang hielt das schöne Wetter an, dann aber brach eine Regenperiode, oft von Sturm und Kälte

begleitet, über Lothringen herein, daß es einen Stein hätte erweichen können. Wie sah unser schmucker Biwakplatz nach acht Tagen aus? Ein unergründlicher Sumpf und Morast überall, am schlimmsten natürlich bei den Pferdeständen. Und wie kamen die armen Tiere herunter, allen Unbilden der Witterung bei Tag und bei Nacht preisgegeben und mangelhaft ernährt, denn die Haferration des preußischen Kriegsetats reichte bei weitem nicht hin für diese an reichliches Futter gewöhnten starken Tiere. Stroh und Heu waren schon längst ungekannte Größen. Auch die überstandnen Strapazen machten sich geltend, die so nötige Bewegung konnte bei der augenblicklichen Kriegslage nur selten und nicht ausgiebig gewährt werden, kurz die Pferdefreude war sowohl aktiv wie passiv bald unter Null. Mit den Mannschaften ging es etwas besser. Schon der Beschäftigung wegen wurde auf den Beginn des Hüttenbaues und der sonstigen Lagereinrichtungen kräftig gedrückt, und das Biwak nahm täglich zu an Wohnlichkeit und Komfort. Anfänglich löste sich die Verpflegungsfrage auch ganz leicht. Ganze Herden von Schlachtvieh aller Art siedelten sich im Korpsbereich an. Bäckereien wurden schnell eingerichtet und arbeiteten sehr prompt. Die „Liebesgaben“ bildeten eine stehende Nummer in der Verbesserung der Kost, und endlich trat auch der anfänglich verschmähte rote Landwein trotz seiner unbeschreiblich herbsauern Beschaffenheit in die Reihe der begehrten Labungsmittel, namentlich allabendlich zu Glühwein zubereitet, dessen Duft die gesamte Batterie um das riesige Herdfeuer zu versammeln pflegte, das mit den Stöcken der benachbarten Weinberge leicht unterhalten wurde. Bald gab es keinen Abend, an dem nicht der Batteriekomiker, ein ehrsamer Schuster aus Westfalen, in dem unverkennbaren Dialekt seiner Heimat ein wunderbares Chorlied anstimmte, das mit den Worten anhub: „Im Dorfe

wird ein S—chwein ges—chlacht, seht mal, wie der S—chlingel lacht!“ und mit unverminderter dankbarer Fröhlichkeit fiel seine getreue Mitsingerschar kunstgerecht ein, und bald strömte von allen Nachbarschaften der Zuhörerkreis herbei, die Plätze am gastlichen Feuer einzunehmen. Es fehlte auch nicht an Besuch aus den hohen Stäben, wo man zwar viel komfortabler untergebracht war, aber wohl auch mehr mit der Langenweile zu thun haben mochte.

Dieser Zeitabschnitt brachte auch einen für mich persönlich hocherfreulichen Tag.

Der König hatte in voller Würdigung der großen Ziele des ihm aufgedrängten Krieges und der zu erwartenden Opfer das Wiederaufleben des unsern Vätern so hehr dastehenden eisernen Kreuzes verfügt, und nach den blutigen Schlachten vor Metz, in denen gar mancher Zug schlichter Tapferkeit und kühner Todesverachtung bei Offizieren und Mannschaften der Kriegsgeschichte des Vaterlandes hinzugefügt wurde, hielt der König die Zeit für gekommen, wo er seinen Getreuen das ersehnte Ehrenzeichen übergeben durfte. Es waren durch die Biwaks bereits Gerüchte geflogen, daß die ersten eisernen Kreuze an die bei den letzten Schlachten beteiligt gewesenen Armeekorps ausgegeben worden seien, und daß weitere Verteilung bevorstehe, da ging eines Sonnabends ein eigentümlich geheimnisvolles Treiben durch die Zelte. Der Kommandeur, Oberst von der Goltz, ließ, wie ich später erfuhr, in getreuem Festhalten an den für die Befreiungskriege gestifteten Satzungen die vier ersten der Korpsartillerie überwiesenen Kreuze durch Wahl ihren zukünftigen Inhabern zuerkennen, und am Sonntag den 29. August veranstaltete er eine ergreifende Feierlichkeit, wobei vor dem versammelten Regiment und im Anblick der Geschütze, die die erstrittnen Siege zu erringen beigetragen hatten, die erwählten In-

haber durch seine Hand mit dem eisernen Kreuze zweiter Klasse geschmückt wurden. Ich befand mich unter den vier Glücklichen, und man wird ermessen können, welche Gefühle mich in dieser Stunde beseelten. Mehr als zwanzig Jahre sind seit jenem Tage verstrichen, aber noch heute, wenn mich die Erinnerung dahin zurückführt, fühle ich die innere Erhebung nach, die mein Herz vor unendlicher Freude erzittern machte. Und noch war das Füllhorn nicht ganz ausgeschüttet, das ein gütiges Geschick für mich bereit hielt. Etwa eine Woche später fiel mir ebenso überraschend wie erfreuend abermals eine Auszeichnung zu. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Inspekteur der Armeeabteilung, zu der das zehnte Armeekorps gehörte, hatte diesem einige seiner Militär-Verdienstkreuze gewährt, die die Inschrift tragen: „Für Auszeichnung im Kriege.“ Auf Vorschlag meines Kommandeurs wurde mir ein solches Kreuz zu teil.

Man wird mich auf Grund dieser Schilderungen hoffentlich nicht für eitel erklären; der Besitz von Orden und Ehrenzeichen gehört ja gewissermaßen zum guten militärischen Äußern, und bei uns in Preußen wird dafür gesorgt, daß mit dem Erreichen der höhern Charge auch die Zeichen gnädiger Anerkennung nicht fehlen; also übermäßiger Stolz darf auf diesem Boden keine Nahrung finden; aber auf diese beiden Kriegsauszeichnungen und natürlich in noch höherm Grade auf mein eisernes Kreuz erster Klasse, das ich für Beaune-la-Rolande erhielt, bin ich stolz, besonders wegen der Umstände, unter denen sie dem „Batteriechef“ zu teil wurden.

Seit meinem Eintritt bei der Artillerie, als ich die Lektüre der Geschichte der Befreiungskriege mit erhöhtem Interesse und Verständnis betrieb, war es mir gleichsam zum Ideal geworden, dereinst an einem glücklichen Kriege als Batteriechef teilnehmen zu

dürfen, weil ich in dieser Charge und der verhältnismäßigen Jugendlichkeit, die sie voraussetzt, eine Gewähr erblickte, daß mir eine entscheidende Mitwirkung nicht allzu schwer gelingen könnte. Das Glück hatte mir wohl gewollt, daß es mich diesen Traum erreichen ließ.

Doch zurück zu unsern Positionen vor Metz, die allerdings nicht immer so geartet blieben, daß nur rosige Anschauungen über den Krieg die Gemüter beherrschten. Ich habe schon von dem Umschlage in den Witterungsverhältnissen gesprochen, und dieser zog bald ein ganzes Heer von Übelständen nach sich.

Das ewige Festliegen auf derselben Scholle, die, wie erwähnt, erheblich an Annehmlichkeiten eingebüßt hatte, die Einförmigkeit des Dienstes, der sich stets gleichbleibende Appetit bei immer weniger zusagender Kost, Bohnen mit Speck oder Speck mit Bohnen, nicht zum mindesten auch der Genuß unreifer Weintrauben, den alle Verbote und Hindernisse nicht unterdrückten, da die Leute in solchen Dingen von erstaunlicher Unverständigkeit waren, erzeugten mit der verlängerten Dauer der Einschließung einen Zustand von Unbehagen, der die Sehnsucht nach dem Falle von Metz nur immer mehr steigerte. Eine kurze Unterbrechung dieser Stimmung rief in diesem Abschnitt des Tageslebens das Erscheinen der Erbswurst hervor; mit Vergnügen erinnere ich mich noch des Jubels, der den Lagerplatz durchzog, als die erste Probe dieser unsterblichen Erfindung den Kochkesseln anvertraut wurde und, statt der täglichen „Bolljon von frischgeschlachtetem Kuhfleisch“ ohne Salz und jede andre Zuthat oder Kochkunst, die Erbswurstsuppe ihre verführerischen Düfte in die Zelte und Mannschaftshütten sandte. Das Auftreten dieser Neuigkeit war in ein gewisses Dunkel gehüllt gewesen. Angeblich hatte einer der fouragierenden Offiziere eine Kiste

mit unbekanntem Inhalt auf der Chaussee, die an unserm Lager vorüberführte, herrenlos gefunden und an den Abteilungsstab abgegeben; nach andrer Lesart sollte eine hessische Proviantkolonne mit ihren schwer bepackten Lebensmittelwagen in dem unergründlichen Straßenkot in der Nähe unsers Biwaks stecken geblieben sein und sich daran ein kameradschaftlicher Handel geknüpft haben; für die Gestellung von Vorspann durch Batteriepferde sei eine Erbswursttantieme ausbedungen worden — dem sei nun, wie ihm wolle, unbestreitbar bleibt, daß der Truppe eine große Wohlthat erwiesen wurde. Für wie lange? Undank ist der Welt Lohn — nach vierzehn Tagen war alles Behagen vorüber, kein Mensch mochte den ranzigen Brei mehr anrühren, reuig kehrte einer nach dem andern zur „Bolljon" zurück. Die alte Misere breitete sich überall wieder aus, und nicht lange währte es, da schlich das Gespenst der roten Ruhr durch die Gassen des Lagers und täglich wanderten ganze Sektionen von Schwerkranken in die von Verwundeten noch überfüllten Lazarette, die nur durch schleunige Anwendung der Evakuierungsmethode, indem sie alle irgend Transportabeln mit der Eisenbahn nach Deutschland verschickten, einigermaßen leistungsfähig blieben.

Ganz ließ sich freilich der Lagerhumor nicht unterdrücken; hier ein Pröbchen davon.

Die Zelte für die Offiziere waren zu je zwei auf den beiden Flügeln des Abteilungsbiwaks ziemlich nahe bei einander errichtet, und allmählich hatte sich da ein sehr herzlicher kameradschaftlicher Verkehr zwischen den Insassen jeder Seite entwickelt. Natürlich spielte die täglich mit immer packenderer Sorge gestellte Frage: Was werden wir heute essen? eine Hauptrolle in unserm Dichten und Trachten. Die Einförmigkeit des Küchenzettels hatte den höchsten

Grad erreicht, und alle Erfindungsgabe konzentrierte sich auf Mittel und Wege, in irgend etwas dem täglichen Dasein Reiz und Abwechslung zu verschaffen. Eines schönen Tages nun hatten die Offiziere meiner Batterie in Erfahrung gebracht, daß im benachbarten Zelt eitel Freude eingekehrt sei. Auf irgend eine schlaue Weise war die dortige Menage in den Besitz einer Mandel frischer Eier gelangt, und ohne Arg hatte einer der Zeltbewohner von den herrlichen Genüssen, die seinem Tisch bevorstünden, unsern Herren etwas vorgeschwärmt. Wir warteten bis zur Mittagszeit auf eine kameradschaftliche Einladung, aber leider vergeblich, denn der Nachbarhauptmann hatte in weiser Voraussicht noch mancher Hungertage beschlossen, den Eierschatz einstweilen vor dem Untergange zu bewahren. In solchem Offizierszelt ist aber nicht gerade günstige Gelegenheit zur Konservierung von Delikatessen, es blieb also nichts übrig, als die Eier am Rande der innern Zeltrundung da, wo gerade keine Lagerstatt, also der einzige geeignete Platz war, zu lagern oder zu verbergen. Zufällig war von uns aus die Ausführung dieser Vorsichtsmaßregel bemerkt worden, und unsre jüngern Herren kamen zu dem Entschluß, auf fremdem Gebiet zu jagen, und wenn es auch nur zu dem Zweck geschähe, den Reichtum der Nachbarn festzustellen. Gedacht — gethan. Da war aber noch ein großes Hindernis zu besiegen, nämlich die Wachsamkeit des gestrengen Herrn Hauptmann zu überlisten. Zunächst wurde der Fähnrich mit einem passenden Instrument, einem Weidenzweig mit oben umgebognem Haken, ausgerüstet und auf die dem Zelteingang entgegengesetzte Seite geführt, um von außen ein Ei nach dem andern unter der Zeltleinwand hervorzurollen. Damit der Hauptmann nichts merke, wurde ihm von zweien der Komplottierer ein freundschaftlicher Besuch gemacht, und zwar so,

daß er sich vor dem Zelteingang aufhalten mußte. Mit großem Vergnügen sehen sie bei dieser Situation, wie von außen der Weidenhaken höchst findig das Eiernest erreicht und eben im Begriff ist, ein Ei wegzueskamotieren. Da rollt es wieder zurück, und, o Graus, quer durch das Zelt dem Eingang zu. Der Hauptmann, der diesen unerklärlichen Vorgang gewahrt, springt mit dem Rufe: Mein Eierkuchen! an seinen Schatz heran, hebt die Zeltgardine in die Höhe und blickt vernichtend auf den unglücklichen Fähnrich draußen, der vor Schreck fast in Ohnmacht fällt. Nur das unmittelbar darauf ausbrechende schallende Gelächter beraubte die Szene der ihr anhaftenden Ungemütlichkeit. Alles fügte sich der unfreiwillig aufgetretnen Lustigkeit, und am Abend hatten wir die Ehre, zu der gemeinschaftlich arrangierten Festtafel dem prachtvollen Eierkuchen eine Gegenleistung in dem letzten Reste eines Liebesgabenschinkens zu stellen.

Der Wunsch nach einiger Abwechslung schien aber überall, auch an den höchsten Stellen vor Metz allmählich in den Vordergrund zu treten. So wurde am 9. September ein etwas eigentümliches Unternehmen ausgeführt. Tagelang schon herrschte ein fürchterliches Wetter, und alle Felder waren tief aufgeweicht, sodaß man sich zu Pferde nicht gern von der Chaussee herunterwagte. Da kam gegen Mittag plötzlich Befehl, die Batterien für eine Abendunternehmung, deren Art und Zweck vorläufig geheim gehalten wurde, bereit zu machen. Mit beginnender Dunkelheit verließ die Abteilung denn auch das Biwak und marschierte möglichst geräuschlos auf der großen Straße von Thionville, jetzt Diedenhofen genannt, nach Metz, zunächst bis in die gegen etwaige Ausfälle aus der Festung vorbereitete Stellung, die drei Batterien besetzten, während die sechste leichte Batterie unter Hauptmann Richard den Befehl erhielt, noch eine ziemliche Strecke

auf Metz zu vorzurücken, um dann eine am Tage hierfür ausgesuchte Stellung seitwärts von der Chaussee auf freiem Felde einzunehmen. Zu einer gegebnen Zeit, ich glaube es war neun Uhr abends, fing diese Batterie nun an in der Richtung auf die vor Metz angelegten Truppenlager, im übrigen aber in die unbekannte Finsternis hinein ein langsam genährtes, aber kontinuierliches Granatfeuer abzugeben, während wir in der rückwärts gelegnen Aufnahmestellung mit schußbereiten Geschützen uns abwartend zu verhalten hatten. Gleichzeitig mit dem Feuer der sechsten leichten Batterie blitzten aber rings um Metz aus einer ganzen Reihe von Positionen Kanonenschüsse gegen die Festung auf. Es wurde klar, daß eine planvolle Beschießung der außerhalb der Festung in beträchtlicher Ausdehnung errichteten Lager der französischen Feldarmee ins Werk gesetzt wurde, um die dort herrschende Ruhe und Sicherheit einigermaßen zu stören. Es war ein sonderbarer Zustand, so mitten in der Nacht, rings umgeben von undurchdringlicher Finsternis, an fast unbekannter Stelle einige Stunden lang auf der Lauer zu liegen, stets gewärtig, daß ein feindlicher Vorstoß die Situation etwas verwickelter gestalten könnte, daß die Zufälligkeiten eines Nachtgefechts jeden Augenblick Katastrophen herbeizuführen vermöchten, denen man vorläufig nichts als Geduld und Ruhe entgegensetzen konnte. Von alledem geschah natürlich nichts. Es dauerte sehr, sehr lange, bis die französische, aus tiefster Ruhe und Zurückgezogenheit aufgescheuchte Artillerie der Festung das Feuer erwiderte; was hätte sie auch thun können, um der näher an die Lager der Feldarmee herangerückten Artillerie des Angreifers energisch zu begegnen? Die französischen Festungsartilleristen mögen arg in Verlegenheit gewesen sein, wohin und auf welche Entfernung sie das Feuer ihrer Geschütze richten sollten. Die Gefahr lag nahe, in die Lager der eignen Truppen zu

schießen, und das kurze Aufblitzen einzelner feindlicher Schüsse in völliger Finsternis ringsum konnte auch keinen genügenden Anhalt zur Lösung dieser Fragen bieten. Die Feldartillerie in den Lagern vor Metz vollends hatte gar keinen Untergrund für irgend eine Aktion, sie hat es, so viel ich weiß, auch nirgends versucht, dem nächtlichen Gegner etwas anzuhaben; die ganze Sache kam eben zu überraschend und dauerte zu kurze Zeit, als daß sich ein rationelles Artilleriegefecht hätte entwickeln können. Freilich habe ich auch nicht erfahren, daß die Wirkung unsrer Artillerie — aus der ganzen Einschließungsstellung rings um Metz — erheblichen Eindruck gemacht hätte. Hie und da sind wohl einzelne französische Truppenteile durch in der Nähe oder auch in ihrer Mitte einschlagende Granaten zur vielleicht etwas eiligen Änderung ihrer Lagerplätze veranlaßt worden, auch einige Verluste mögen herbeigeführt worden sein, die Festung selbst ist von dem ganzen Unternehmen jedenfalls so gut wie unberührt geblieben, kaum daß man im Innern überhaupt vom Schießen etwas gehört oder gemerkt hat. Aus verschiednen Zeitungen und Kriegsberichten, die ich später über diese „Beschießung von Metz“ einzusehen Gelegenheit hatte, geht wenigstens unzweifelhaft hervor, daß gar mancher Bürger von Metz am nächsten Morgen sehr erstaunt gewesen sein mag über die Nachricht, daß am verflossenen Abend ein artilleristischer Angriff auf seinen Wohnort zur Ausführung gelangt sein sollte; bis in die Nähe der Stadtbefestigung sind jedenfalls Granaten nicht gekommen. Daß die Beschießung der Lager aber nicht ohne jeden Erfolg geblieben war, konnte man andrerseits daraus entnehmen, daß in den nächsten Tagen allerlei Dislokationen vorgenommen wurden. Alle diese Vorgänge in und vor der Festung konnten bei der Einschließungsarmee Tag für Tag, ja Stunde für Stunde genau beobachtet und registriert

werden. Die Umgegend von Metz bietet mehrfach Gelegenheit zur Anlage von Beobachtungsstationen, die beständig mit Offizieren besetzt und mit weittragenden Fernröhren und sonstigen Beobachtungsapparaten ausgerüstet, der obern Heeresleitung von ganz erheblichem Nutzen waren. Auf unsrer Seite war ganz in nächster Nähe des Biwaks der Korpsartillerie des zehnten Korps der hoch gelegne Horimont als vortrefflicher Aussichtspunkt zum Observatorium eingerichtet worden. Zwei Leutnants unsers Regiments, Blanc und Leehtzen, waren dort Tag und Nacht auf Posten und lösten sich in beständiger Beobachtung der gesamten französischen Stellung und der Festungswerke gegenseitig ab, wenn sie nicht aus besonders wichtigen Veranlassungen ihre Arbeit gemeinschaftlich betrieben. Eine Kabelverbindung mit dem Quartier des Generalkommandos, dem Dorfe Marange, sicherte die sofortige Meldung aller irgend wichtigen Vorkommnisse beim Feinde, die außerdem noch durch ständige Ordonnanzenposten der Kavallerie weitergegeben wurde, sodaß thatsächlich auf die Wirksamkeit dieses Observatoriums die folgenschwersten Anordnungen gegründet werden konnten und wurden. Der Prinz Friedrich Karl besuchte wiederholt den Horimont und verweilte auch vor und während der Schlacht von Noisseville dort, wo er jede bedeutendere Bewegung des Feindes kontrollieren und in Betracht ziehen konnte. Während der Einschließung von Metz war es für die in der Nähe lagernden Offiziere unsers und des benachbarten dritten Korps eine gern unternommne Bergpartie, die Beobachtungsstation und die dort fleißig beschäftigten Kameraden zu besuchen. Beide jungen Offiziere hat ein frühzeitiger Tod weggerissen; Leutnant Blanc fiel bei Beaune-la-Rolande, wenige Wochen nach der Übergabe von Metz, Leutnant Leehtzen erlag einer Brustkrankheit nicht lange nach der Rückkehr nach Hannover.

Bevor durch die Übergabe der Festung uns endlich Erlösung wurde, hatten wir unsern Platz in der Einschließungslinie südlich von dem Dorfe Marange, wo sich das Generalkommando des zehnten Armeekorps einquartiert hatte, mehrmals zu wechseln.

Am 31. August waren wir vormittags plötzlich auf das rechte Moselufer in die Nähe des Dorfes Chailly gezogen worden, um bei dem Ausfall der Franzosen gegen Noisseville-St. Barbe als Reserve bereit zu stehen; nachdem jedoch das erste Armeekorps unter General von Manteuffel mit der Reserve-Division Kummer und unterstützt von Teilen des siebenten Armeekorps die Franzosen in blutigen Kämpfen auf die Festung zurückgeworfen hatte, rückten wir am 2. September wieder in unser verlassenes Biwak ein, das durch die vorübergehende Benutzung durch Truppenteile des dritten Armeekorps, das uns nachgerückt war, an Wohnlichkeit nicht gerade gewonnen hatte. Denn während wir auf der kahlen Chaussee am rechten Moselufer klappernd vor Frost kampiert hatten, waren in unserm aufgegebnen Biwak lustige Feuerchen aus allem, was brennen wollte, unterhalten worden. Etwas stark verschnupft begaben wir uns in den Zelten, die wenigstens unversehrt geblieben waren, spät zur Ruhe, die jäh aber hocherfreulich durch die überall mit Hurra und Tumult empfangne und weiter gegebne Nachricht von den Ereignissen bei Sedan unterbrochen wurde. Noch halb im Schlaf und Traum wurde in ernster Erörterung ausgerechnet, wie lange es nun wohl noch dauern könnte, bis auch Bazaine sich bequemen würde, uns die Thore von Metz öffnen zu lassen, damit wir doch endlich wieder einmal in ein gutes Bett kommen könnten. Doch solch schöne Phantasiebilder verschwanden bald in der aschgrauen Wirklichkeit. Für immer kamen wir erst anfang Oktober aus diesem Biwak heraus, aber nicht um nach Metz, sondern um in ein

andres Biwak auf dem rechten Moselufer überzusiedeln; dort wurde uns noch Gelegenheit, uns an der Zurückweisung des Ausfalls der Franzosen am 7. Oktober in der Richtung auf Diedenhofen zu beteiligen, infolgedessen die Gefechte von les Maxes und les Tappes geliefert wurden. Meine Batterie machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit den Granaten der schweren Festungsgeschütze des Forts St. Julien, ohne übrigens andre als Materialverluste zu erleiden. Endlich wurde die Ungunst der Witterung gar zu arg, und wir durften batterieweise abwechselnd für einige Tage in den hinter unsern Stellungen liegenden Ortschaften Quartier beziehen. Ein besonders gütiges Geschick führte die fünfte leichte Batterie nach Chailly-les-Ennery, wo der Großherzog von Oldenburg mit dem Erbprinzen und seinem kleinen Hofstaat Unterkommen gefunden hatte. Das gastliche Haus des hohen Herrn — freilich auch nur ein dürftiges Bauernhaus — gewährte den Offizieren der Artillerie und der außerdem noch im Dorfe untergebrachten Kompagnie des zehnten Jägerbataillons fast täglich die Ehre und Annehmlichkeit, zur Tafel gezogen zu werden, wobei die sehr sympathisch berührende Persönlichkeit des Großherzogs, seine stets gleichbleibende Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit die Gäste mit wachsender Bewunderung und Verehrung erfüllten.

Einnahme von Metz am 29. Oktober 1870

Die Übergabe von Metz ging Hand in Hand mit dem Übertritt der vor den Thoren der Festung gelagerten französischen Feldarmee in die deutsche Kriegsgefangenschaft; das damit verbundne Schauspiel hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Der Ausmarsch der Besatzung war so angeordnet, daß jedes diesseitige Armeekorps den Teil der feindlichen Streit-

kräfte in Empfang nahm, der sich während der Einschließung ihm gegenüber befunden hatte. Dem preußischen zehnten Armeekorps hatte das französische sechste unter Marschall Canrobert gegenüber gelegen. Am 29. Oktober morgens rückten wir in die Gegend von Bellevue an der Straße von Metz nach Diedenhofen, um die Gefangnen in Empfang zu nehmen. An einer freien Stelle hielt der Korpskommandeur, General von Voigts-Rhetz, umgeben von seinem Stabe und einer sehr großen Anzahl von Offizieren aller Waffen zu Pferde, hinter und seitwärts von ihm waren Infanterie- und Kavallerieabteilungen und noch etwas mehr rückwärts abgeprotzte Geschütze aufgestellt, ein ernstes Bild. Und nun begann das Defilieren der endlosen Reihen, die Offiziere mit Waffen und größtenteils zu Pferde, alles andre zu Fuß und unbewaffnet, in meist sehr gut erhaltner Kleidung, einzelne Regimenter, besonders von der Artillerie der Festung, recht elegant aussehend.

Die Truppenverbände waren gewahrt geblieben, an der Spitze ritt der Generalstab des Marschalls, der sich selbst, angeblich krank, dem traurigen Zeremoniell entzog. Die Divisionskommandeure überreichten salutierend und herausreitend die Rapporte und begaben sich mit den Offizieren nach Beendigung des Vorbeimarsches wieder nach Metz zurück, von wo sie mit der Eisenbahn nach Deutschland geschafft wurden, nicht ohne daß einige wenige, z. B. General Ducrot, diese Gelegenheit benutzten, um auf Kosten ihrer Offiziersehre sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen.

Das militärische Trauerspiel einer so großen Menge gefangen vorüberziehender Soldaten konnte nur ungemein ergreifend wirken. Wenn auch die den Franzosen eigne große Lebhaftigkeit, verbunden mit einem Hange zu theatralischem Auftreten, öfters Szenen herbeiführte, die das Gefühl verletzen mußten, so überwog doch das aufrichtige Bedauern mit dem Lose der von Bellona

bisher so verwöhnt gewesenen und nun so tief gedemütigten Armee bei weitem.

Wenn man Zeuge sein mußte, wie den in der Front befindlichen Offizieren in dem Augenblick des Vorbeimarsches die hellen Thränen über die wettergebräunten, energischen Gesichter stürzten, wie aus den Reihen ihrer Truppe sich Dutzende von Händen erhoben, noch einen letzten traurigen Abschiedsgruß zu wechseln, da erzitterte auch unser Herz in tiefem Mitgefühl mit dem unterlegnen Gegner, dem wir hohe Achtung ja nie hatten versagen können, und der nun der letzten Wendung widrigen Kriegsgeschicks überliefert war. Aus solchen Gedanken wurden wir dann hin und wieder plötzlich aufgeschreckt durch das Gebahren irgend eines Fanfarons, der selbst diese Situation noch ausbeuten zu müssen glaubte, um die Heldenpose anzunehmen und dem schlechten Soldaten den schlechten Schauspieler zuzugesellen.

Zurückgekehrt in das Quartier fand ich Gelegenheit, mir die Erlaubnis zu erbitten, den Großherzog auf einem ersten Besuch der soeben übergebnen Festung begleiten zu dürfen. Es war vorauszusehen, daß es da drin noch riesig bunt zugehen werde, allein der hohe Herr meinte, daß solche Ereignisse nur in unmittelbarer Frische ihren originalen Eindruck hervorzubringen vermöchten, und deshalb keinen Augenblick mehr gezögert werden dürfe. Das schauderhafte Wetter, das während des ganzen Vormittags das Schauspiel des Zuges der Kriegsgefangnen noch düsterer gestaltet hatte, als es ohnedies war, und das die armen Teufel in ihre provisorischen Lagerstätten auf freiem Felde begleitete, fing an, sich etwas aufzuhellen, und so wurde denn am frühen Nachmittag der Ritt in die nun deutsche Festung angetreten. Der Weg führte zunächst zu dem Fort St. Julien, jetzt Manteuffel genannt. Dieses war von Truppen des ersten Armeekorps besetzt

worden. Ein französisches Fort neuester Konstruktion war schon einer Besichtigung wert, wir ritten also hinein und nahmen von der innern Einrichtung Kenntnis. Vieles befand sich nur in halbfertigem Zustande, da der Ausbruch des Krieges die Franzosen mitten im Bau überrascht hatte. Die planmäßigen Anlagen waren vielfach unterbrochen oder ganz verlassen worden, die Fortsetzungen trugen mehr den Charakter des Provisoriums, und überall traten die Anzeichen übereilter Arbeit zu Tage. Diesen Zuständen mag es zum Teil zuzuschreiben sein, daß die preußischen Ingenieure noch jahrelang nach der Besitzergreifung mühevolle Arbeit und ganz außerordentliche Kosten daran wenden mußten, die Forts, namentlich auf dem rechten Moselufer, wo die Bodenbeschaffenheit besondre Schwierigkeiten bereitete, in steter Kriegsbereitschaft zu erhalten und die schlimmen Wallrutschungen zu beseitigen.

Das Innere des Forts bot Bilder gröblichster Vernachlässigung, vornehmlich fiel der schauderhafte Zustand der hauptsächlichsten Verbindungswege in die Augen. Die schlechte Bodenbeschaffenheit — man trat fortwährend wie in aufgeweichtem Lehm umher — mag dies teilweise erklären, andrerseits aber redeten die zahlreichen Reste militärischer Herkunft, namentlich weggeworfne und zertrümmerte Waffen, liegengelassene Uniformstücke, überall umher gestreute Taschenmunition, endlich aber auch der Zustand der auf den Wällen aufgestellten Geschütze in deutlicher Sprache von der geringen Disziplin, die zuletzt noch hinter diesen Mauern und Wällen geherrscht haben mußte, sowie von der großen Überstürzung, die die Übergabe der Festung, den Abmarsch der Besatzung und die Behandlung des Zurückzulassenden kennzeichnete. Es war fast lebensgefährlich, auf den glitschigen Rampen zu Pferde den Wallgang erreichen zu wollen; oben angekommen erwies sich die Kommunikation längs der Geschütze ganz un=

ausführbar, weil überall geladne Granaten und Pulvervorräte herumlagen. Auch die Geschützaufstellungen selbst boten für den Artilleristen manchen befremdlichen Anblick; besonders auffallen mußte der Notbehelf bei der Verwendung der schweren gezognen Rohre mit Vorderladung. Unzweifelhaft hatte die Lafettierung nicht derartige Erhöhungswinkel der Rohre gestattet, wie sie zur Erreichung unsrer weit abgelegnen Einschließungsstellung notwendig wurden. Man hatte sich damit geholfen, die Rohre mit dem Bodenstücke in die Wälle direkt einzugraben, und so die gewünschte Elevation hergestellt. Das Abfeuern geschah vermutlich durch Leitfeuer zum Zündloch, eine sehr zeitraubende Methode. Hieraus entnahm ich die Erklärung einerseits für die großen Feuerpausen, die diese Geschütze innehielten, wenn sie einmal zur Beschießung unsrer Stellung oder der dahinten bemerkten Truppenbewegungen, wie z. B. bei Ablösungen der Vorposten, beim Wechsel der Lagerbesatzungen mit in Thätigkeit traten, andrerseits aber auch der fest bleibende Fehler in den Schußrichtungen bei diesen Gelegenheiten. Denn natürlich, die fest eingegrabnen Rohre konnten bewegliche Ziele nicht verfolgen, sondern beschossen mit Ausdauer immer dieselben Stellen, ein Resultat, das der Beobachtungskunst der französischen Artillerie auch kein glänzendes Zeugnis ausstellte. In der Nähe des Dorfes Olgy an der Mosel beispielsweise befand sich eine Straßenkreuzung, die von den Einschließungstruppen und namentlich einzelnen Wagen und Reitern viel überschritten werden mußte und daher das Feuer der Festungsgeschütze auf sich zog. Die französischen Granaten trafen aber niemals die beabsichtigte Stelle, sondern schlugen sämtlich innerhalb eines Ackerstücks ein, das in der Nähe lag und bald mit einem Drahtzaun umgeben wurde, den die Inschrift: „Verbotnes Terrain“ noch wirkungsvoller machte. Mehrere male

mußte ich an dieser Stelle vorüberreiten und hatte Gelegenheit, die Ungefährlichkeit des Feuers der Festungsgeschütze zu erproben.

Ein andres Hindernis für die freie Bewegung im Fort bildeten die Haufen weggeworfner Waffen, die vor den Eingängen zu den Kasematten in wildem Chaos durcheinanderlagen. Bald sperrte ein aufgepflanztes Bajonett, bald die aufwärts reichende Klinge eines Pallasches die Passage; hie und da fand sich wohl ein Versuch vor, die Gewehre ordnungsmäßig in Pyramiden aufzustellen, irgend ein eiliger Passant hatte aber wohl dagegen gestoßen, und die Reihe lag am Boden, für Reiter ein böses Hindernis. Bei den sich fortwährend mehrenden Besuchern des Forts aus den Reihen der Einschließungsarmee regte sich beim Anblick dieser tausende von teilweise schön erhaltnen und gut aussehenden Waffenstücken wohl der Wunsch, ein Andenken an dieses denkwürdige Erlebnis mitzunehmen. Aber da kamen sie bei dem gestrengen Kommandeur des Grenadierregiments, das jetzt die Besatzung bildete, schlecht an; mit argwöhnischen Blicken verfolgte er selbst seine guten Freunde, und namentlich beim Ausreiten aus den Thoren wurde scharfe Kontrolle geübt; ich denke aber, so manches Stück wurde doch die Beute sammlungswütiger Krieger.

Hatte schon der Anblick der Wälle, Straßen und allerlei Verteidigungseinrichtungen einen sehr ungünstigen Eindruck hervorgerufen, so steigerte sich dieser noch mehr, als wir von den Pferden gestiegen waren und das Innere der Verteidigungs- und Wohnräume betraten. Überall, in den Galerien und Gängen, in den Kaponnièren und Hohltraversen, in den Hauptpassagen unter dem hohen Wall waren auf Schritt und Tritt die ekelhaftesten Verunreinigungen geschehen, oft mitten zwischen den Lagerstätten, sodaß wohl nur angenommen werden kann, sie seien erst beim Abmarsch in die Ge-

fangenschaft verübt worden. Die allgemeine Zuchtlosigkeit gab sich auch auf einem sehr gefährlichen Gebiete zu erkennen, indem die langen Gänge zu den Pulver- und Geschoßmagazinen, die alle mit leicht explosibelm Inhalt gefüllt waren, mit weggeworfnen Patronenpaketen wie übersät waren. Jeden Augenblick waren unsre Soldaten beim Betreten dieser unerleuchteten Räume in der Gefahr, auf Zündstoff zu treten und unermeßliches Unglück anzurichten. Die Thüren zu den Magazinen schlossen mangelhaft, kurz es war alles dazu angethan, daß den Besitzergreifer eine Katastrophe ereilte. Es bedurfte großer Energie und unermüdlicher Überwachung, um ein Unglück fernzuhalten. Daß das trotzdem nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit blieb, hat die Explosion bewiesen, die sich auf einem andern Fort einige Tage später beim Aufräumen und Beseitigen solcher heillosen Zustände unter den Augen der dienstleitenden Vorgesetzten auf unaufgeklärte Weise ereignete und einer größern Anzahl wackerer preußischer Artilleristen das Leben kostete.

Etwas herabgestimmt von den Eindrücken setzten wir den Weg nach der Stadt selbst fort, die noch etwa 3½ Kilometer entfernt war. Die Straße führte von dem hochgelegnen Fort in ziemlich steilem Abfall durch das Dorf St. Julien, wo uns mehrere französische Offiziere begegneten, ohne daß wir uns gegenseitig viel Beachtung geschenkt hätten. Zahlreicher wurden diese Erscheinungen, als wir uns dem verlassenen großen Kavallerielager auf der Insel Chambière näherten, die, an der Nordseite der Stadt gelegen, von zwei Armen der breiten Mosel gebildet wird. Auf einer schwankenden Kettenbrücke überschritten wir den östlichen Arm und gelangten zu den Zeltreihen, die die Spuren des mehrmonatigen Gebrauchs, aber auch des Elends und der Entbehrungen aufwiesen, denen ihre Bewohner in trostlosem Dasein unterworfen gewesen waren.

In verschiednen Zelten entdeckten wir zurückgebliebne Kranke in schrecklich herabgekommnem Zustande, die bei unserm Eintritt aufschreckten und alsbald um Essen oder einen Tropfen eau-de-vie (Schnaps) baten; nebenan lag ein Toter, den der eilige Ausmarsch der Kameraden in die Gefangenschaft um die Bestattung zur letzten Ruhe gebracht haben mochte; entsetzlicher Verwesungsgeruch entstieg an einer andern Stelle den Kadavern einiger Pferde, die man sorglos hatte liegen lassen, wo sie umgefallen waren. Dort stand noch das Küchenzelt eines Brigadestabes, dessen Inventar durch seinen Zustand verriet, daß hier noch manches gute Gericht bereitet worden war, und die Hungersnot jedenfalls noch nicht die obern Regionen geschreckt haben konnte. Alle noch dienstbrauchbaren Pferde waren vermutlich schon von der preußischen Heeresverwaltung übernommen und diesem Orte des Elends entrückt worden, denn es waren nirgends dergleichen Tiere zu erblicken. Was noch hie und da vereinzelt an Pferden auftauchte, das waren kranke, elende Geschöpfe, die vor ihrem nahen Ende standen und nun vom Menschen, dem sie bis dahin treu gedient, grausam verlassen worden waren. In viel höherm Maße drängte sich uns aber diese traurige Betrachtung auf und erregte gerechte Entrüstung, als wir die Straße nach der Porte allemande verfolgend, längs der Kehlmauer des Forts Belle-croix, jetzt Fort Steinmetz genannt, hinritten und den erschütternden Anblick einer langen Reihe von ausgehungerten Pferden bekamen, die sich bei dem gänzlichen Mangel an Nahrungsmitteln gegenseitig die Mähnen- und Schweifhaare abnagten. Die armen Tiere waren mit Halfterketten oder -stricken an ziemlich hoch in der Mauer sitzenden starken Ringen von Eisen befestigt, konnten sich also knapp bewegen, ja mehrmals sah ich völlig entkräftete Tiere, die sich nicht mehr hatten auf den Beinen halten können, an jenem Halfter-

ring förmlich baumeln und sich zeitweise in krampfhaften Windungen bemühen, aus dieser entsetzlichen Lage loszukommen. Die Ärmsten gingen demselben Schicksal entgegen, das so manchen ihrer Genossen schon zwischen sie hingestreckt hatte. Wir fragten uns: Hat das so sein müssen? Gab es denn keine Möglichkeit, solche unmenschliche Behandlung abzuwenden? In der Stadt da drin wimmelte es von beschäftigungslosem Gesindel aller Art, von uniformiertem und nicht uniformiertem; konnte da keine Aufsicht geschaffen werden, wenn die Kräfte und Mittel zur Pflege nicht ausreichten, um wenigstens solche entsetzliche Tierquälerei zu verhüten? O Krieg, welche häßlichen Züge giebst du dem Menschengeschlechte! Welche Verrohung der Gemüter zeitigt doch diese Gottesgeißel!

Doch weiter, weiter, fort von diesen Greueln und hinein in die eroberte Stadt. Durch das „Deutsche Thor,“ ein schönes altertümliches Bauwerk, betraten wir das von unglaublichem Gewimmel erfüllte Innere; das sieht bunt aus, fremdländisch und hochinteressant.

Französische Offiziere vor allen Thüren, in Eile mit der Regulierung ihrer Privatverhältnisse beschäftigt, mit ihren Burschen verhandelnd, die die französischen Uniformen in allen Farben zeigten; dort wird auf offner Straße ein letzter Pferdehandel abgeschlossen; da erhitzt sich ein älterer höherer Offizier in der Verhandlung mit einem preußischen Zahlmeister, der den Franzosen schwer oder gar nicht verstanden zu haben scheint und ihm unbefriedigende Auskunft giebt; in jener Hausthür ein zärtlicher Abschied, gar nicht verstohlen, aber voller Thränen und Herzeleid; aus einem Weinhause endlich der betäubende Lärm bezechter und sich anbrüllender Soldaten. Der Ritt durch die gefüllten Straßen wird immer beschwerlicher; allerlei Fuhrwerke versperren oft ganz die Passage; man muß eben bedenken, daß diese Stadt seit Mitte August nach

außen abgeschlossen gewesen, daß der gewohnte Verkehr mit der Umgebung, nun endlich freigegeben, sich unter den schwierigsten Verhältnissen wieder einstellt und vorläufig das Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Denn es gilt, den Lebensmittelmangel zu beseitigen, der allerdings wohl auch künstlich dargestellt worden ist. Wenigstens wurde mir später von durchaus glaubwürdiger Seite versichert, daß unter der eigentlichen Einwohnerschaft von Metz während der ganzen Cernierung keineswegs wirkliche Not geherrscht habe, daß sogar die zur eigentlichen Besatzung von Metz gehörenden Truppen davon verschont geblieben seien, während allerdings die vor den Thoren der Festung gelagerte Feldarmee empfindlichen Mangel an allem gelitten hätte, sodaß dort die zahlreichen Erkrankungen hauptsächlich der schlechten Ernährung zur Last fielen. Es wirft das eigentümliche Streiflichter auf die Verhältnisse in der französischen Armeeverwaltung. Es mag gelten, daß der Kommandant einer Festung darüber zu entscheiden hat, ob und wieviel oder welche nicht zur Besatzung bestimmten Truppen dort einzulassen sind, daß aber hier, wo das Schicksal der Festung von vornherein und unweigerlich mit dem der vor ihren Thoren gelagerten Feldarmee zusammenfiel, ein Marschall von Frankreich es sich ruhig bieten ließ, daß seine Truppen, die allein eine Wendung zum Guten herbeizuführen geeignet waren, wochenlang am Hungertuche nagten, während die Besatzung bei reichlicher Verpflegung unthätig blieb, daß er die für die Schlagfertigkeit seiner Korps unentbehrliche Hergabe von Lebensmitteln nicht erzwang, und so die endliche Vernichtung der Streitkräfte und damit den Fall der Festung auf sein Gewissen lud, das habe ich nie verstehen können.

Dem Menschenstrome folgend gelangen wir nun auf einen großen freien Platz, an den eine schöne Promenadenanlage stößt, die Esplanade; freilich ist es

im Frieden hier herrlich. Die Anlagen zeigen Geschmack und werden durch die landschaftliche Umgebung noch verschönt. Dicht zu Füßen der Anlagen fließt die Mosel in breiter Ausdehnung, jenseits dehnt sich eine fruchtbare Ebene bis zu den steilen Erhebungen des Thalrandes aus, von deren Kronen die Zinnen mächtiger Festungswerke herabsehen, während von den Hängen das Rebenlaub herüberwinkt. Damals aber verdrängte der Ernst des Krieges auf diesem schönen Fleck jede Regung für Naturschwärmerei; Zelt an Zelt bedeckte den Boden, in denen die französischen Militärärzte tausenden von Verwundeten und Kranken hilfreich beistanden; daß hier ein großes Kriegslazarett etabliert war, zeigten die zahlreichen verstümmelten Rekonvaleszenten, die um die Zelte herumschwärmten; mit den überflüssig gewordnen Gliedmaßen war kurzer Prozeß gemacht worden; man hatte sie einfach über die Einfassungsmauer der Promenade hinweg in die unmittelbar anstoßenden Festungsgräben hinuntergeworfen. Dort machten sie sich später, nachdem die Preußen Besitz von der Verwaltung genommen hatten, in sehr eindringlicher Weise bemerkbar, sodaß die deutsche Behörde vollauf damit zu thun bekam, die Folgen dieses empörenden Leichtsinns französischer Medizinalbeamter abzuwenden.

Noch wurde uns das dem patriotischen Herzen sehr wohlthuende Schauspiel zu teil, dem Einmarsch des ersten preußischen Infanterieregiments mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen beiwohnen zu dürfen; es erregte keine geringe Aufregung unter der Einwohnerschaft, ohne aber irgend welche Vorfälle herbeizuführen. Die Augen blitzten zwar feindselig den strammen Pommern oder Brandenburgern entgegen, aber die Faust ballte sich nur in der Tasche, und höchstens wurde dem einzelnen Reiter etwas langsamer Raum gegeben. Ohne weitere Erlebnisse erreichten wir wieder

das Thor, durch das wir eingeritten waren, noch einmal mußten unsre Augen jenes grause Schauspiel an der Kehlmauer des Forts Belle-croix streifen, und mit der sinkenden Sonne, die die Dächer der Stadt und besonders das der hochragenden Kathedrale vergoldete, erreichten wir die Höhe beim Fort St. Julien, von wo uns ein flotter Ritt bald ins Quartier zurückbrachte.

Den Eindruck, den mir die Stadt Metz bei meinem ersten Besuch hinterlassen hatte, schilderte ich in einem Briefe an meine Frau im allgemeinen dahin, daß das Fremdländische und das Grausige überwogen habe. Scherzend fügte ich hinzu, damit solle aber nicht gesagt sein, daß Metz nicht dereinst, wenn wir erst wieder Frieden hätten, eine recht schöne Artilleriegarnison, so etwa für einen Artillerieoffizier vom Platz, werden könne; ich hätte mir nicht solchen Seherblick zugetraut, wie die Fortsetzung dieser Erinnerungen darthun wird. Für heute aber konnte ich dem Großherzog von Oldenburg nur von ganzem Herzen dankbar sein, daß er mir gestattet hatte, unter seiner Führung eine so hochinteressante Bereicherung der Kriegserlebnisse zu gewinnen.

Abmarsch von Metz am 1. November 1870

Damit war endlich der Abschluß der Periode langweiligen Ausharrens auf derselben Stelle erreicht, nun fing wieder das lustigere Marschieren an. Eine Zeit voll angenehmer Abwechslungen stand bevor. Ein großer Teil von Frankreich lag offen und unterworfen vor uns, wenn nun ein schöner Herbst das bisherige Regenwetter ablöste, wie herrlich konnte die Tour nach dem westlichen Gestade werden! Und in der That, es wurden schöne Tage. Menschen und Pferde erholten sich bei der regelmäßigen, gesunden Lebensweise, wie sie das tägliche Marschieren und die eingestreuten Ruhe-

tage mit sich brachten, in unglaublich kurzer Zeit; irgend welche Gefahr war nicht in Sicht; mit großer Seelenruhe legte man sich nach vollbrachtem Tagewerk, wozu auch der Genuß einiger Flaschen des so vorzüglichen französischen Rotweins gehörte, in das gute Bett, das selbst in ärmern Gegenden mit schlechten Quartieren gepflegt wird. Als einzige Sorge empfanden wir nur die mit dem steten Vorschreiten der Etappen sich einstellende Unregelmäßigkeit in der Beförderung und Unterhaltung der Korrespondenz mit den Lieben in der Heimat.

Unser Marsch führte uns von Metz auf das linke Moselufer, über Novéant, Pont-à-Mousson nach Toul, wo wir Zeit hatten, die Spuren der überstandnen Belagerung zu studieren; dann über Chaumont und das Plateau von Langres nach Tonnères und so immer weiter auf Orléans zu. Den größten Teil dieser Durchquerung Frankreichs legten wir nach Art der Friedensmärsche zurück, d. h. Quartiermacher wurden vorausgeschickt, und die Verbindung mit den andern Waffen war eine sehr lose. Im Vordergrunde war die Schonung und Erleichterung der Marschleistungen der Truppe, denn einen Feind hatten wir vorläufig nicht zu erwarten. Das Land war bis auf viele hunderte von Kilometern längst von deutschen Truppen okkupiert worden, und die damals vielgenannten Franktireurs wagten es nicht, geschlossenen Heeresteilen von einiger Stärke zu nahe zu kommen. In den Marschquartieren begegnete uns meist stille Ergebung, hin und wieder wohl auch wirkliche Zuvorkommenheit, namentlich auf dem platten Lande, wo man gut kaiserlich gesinnt war und den Parisern den Sturz Napoleons nicht vergeben konnte. Man lobte die kaiserliche Verwaltung und wünschte die Republik zu allen Teufeln. Ein gut Teil solcher Parteiergüsse mochte wohl dem Wunsche entspringen, den prussien bei guter Laune zu erhalten;

gleichviel, wir profitierten davon, denn wir waren fast überall gut untergebracht, und die Verpflegung ließ Menschen und Tiere bald alle Nachwehen der Metzer Kampagne überwinden.

Das ging so fort bis in die Nähe von Montargis, wo sich das Verhalten der Einwohner merklich änderte und allmählich in eine gewisse Widerhaarigkeit im dienstlichen und außerdienstlichen Verkehr umschlug. Dazu gesellte sich bald auch ein dem Franzosen leicht geläufiges Bramarbasieren, sowie ein verstecktes Frohlocken über den nach ihrer Hoffnung sichern, vor der Thür stehenden Umschwung der Dinge. Es war mit Händen zu greifen, daß die Gerüchte von dem Vorhandensein und der Nachbarschaft einer größern französischen Heeresmacht, der Schöpfungen Chanzys oder Faidherbes, nicht ohne Grund aufgetaucht sein konnten. Bald traten auch noch sprechende Beweise von der Änderung der Situation hervor. Die vorzüglichen Kunststraßen — bis dahin ein wesentliches Hilfsmittel für die Förderung und Gleichmäßigkeit des Marsches gemischter Truppen im Korpsverbande — zeigten mit einemmale alle erdenklichen Marschhindernisse, anfangs in naivester Ausführung und an ganz leicht zu umgehenden Stellen, sodaß die Beseitigung gewiß nur den hundertsten Teil der Arbeit und Zeit erforderte, die zur Herstellung verwendet worden war; allmählich aber kam mehr System in die Sache, und manchmal, wenn wir aus der Ferne diese provisorischen Verteidigungsanstalten erblickten und uns das umliegende Gelände ansahen, meinten wir einer recht schwierigen Aufgabe gegenüber zu stehen, merkwürdig nur, daß bei den Barrikaden die Hauptsache fehlte, die Verteidiger. Was wir von weitem für eine Truppenaufstellung gehalten hatten, das erwies sich beim Näherkommen als eine Ansammlung der Dorfbewohner beiderlei Geschlechts, die vermutlich neugierig auf das Schauspiel waren,

wie sich die prussiens mit der französischen Kunstleistung abmühen würden, und die dann nicht gerade angenehm überrascht waren, wenn sie ohne Umstände beim Kragen genommen wurden, um das Aufräumen selbst zu besorgen. Freilich war es nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Haufen von rüstigen Männern die blaue Arbeitsbluse schleunigst mit irgend einer Mobilgardenuniform würde vertauscht haben, sobald sich der Gegner etwa unvorsichtig oder in kleinen Abteilungen genähert hätte. Doch auch andre Erlebnisse mehr humaner Natur habe ich zu verzeichnen. Wir waren schon mehrere Tage in der vorbeschriebnen Weise marschiert, und die Anstrengungen des Marsches in der ewig langen Kolonne der Korpsartillerie wirkten allmählich auf unsre Gemütsruhe ein. Dazu kamen allerlei Betrachtungen, wie es wohl da und dort hätte ablaufen können, wenn ein unvermuteter Angriff aus dem Hinterhalt auf die unzähligen sechsspännigen Fahrzeuge, mit denen die Straßen vollgepfropft waren, gestoßen wäre, ohne daß die zur Bedeckung beigegebne Infanterie zu einer Gegenwehr auch nur hätte ansetzen können. Diese nervöse Aufregung setzte sich bis in unsre Quartiere fort. Einmal, in einem kleinen Landstädtchen an der großen Straße von Chaumont nach Montargis, wurde ich durch zwei Begegnungen noch ganz besonders berührt, die, an und für sich gewiß unbedeutend, doch nur dazu beitragen konnten, die Erwartung kommender Ereignisse zu steigern.

Vom Pferde gestiegen betrat ich noch in vollem Marschanzuge ein Restaurant, worin sich eine ganze Anzahl von Blusenmännern, wie es zu jener Zeit überall Gewohnheit war, trinkend und politisierend versammelt hatten. Einer, der bis dahin absonderlich viel schwadroniert und gestikuliert hatte, schritt ganz unvermutet an meinen Tisch heran und auf meine Dekorationen zeigend, redete er mich mit einem ge-

wissen wohlwollend bedauernden Tone an: Eh bien! voilà un brave, qui malheuresement demain sera — und abbrechend machte er eine Handbewegung nach meinem Kopfe, die er dann noch mit dem klassischen Ausdruck: Foutsch erläuterte. Die übrigen Männer seiner Gesellschaft versuchten ihn wegzureißen und verließen schleunigst das Zimmer, vermutlich, um jede Fortsetzung von verräterischen Äußerungen abzuschneiden. Der Sprecher von vorhin aber fing an, Entschuldigungen vorzubringen, die er von Zeit zu Zeit mit: pauvre garçon untermischte. Von dort suchte ich mein Quartier auf, wo ich zwar eine zurückhaltend förmliche, doch aber sehr gute Aufnahme fand. In der Familie waren zwei hübsche kleine Kinder, die sich bald zutraulich um den fremden Gast zu thun machten. Es entspann sich ein ganz freundlicher Verkehr mit ihnen, dem sich Mama und schließlich auch Papa nicht entziehen konnten. Bei Tisch wurde die Unterhaltung lebendiger, und als meine Quartierwirte erfahren hatten, daß ich daheim eine junge Frau und kleine Kinder hatte, strömte das menschliche Mitgefühl mit dem Lose des Kriegers mächtig über. Soweit es der Franzose mit seinem Vaterlandsgefühl und der Pflicht, in der Einquartierung den Feind nicht zu vergessen, vereinbaren konnte, mischte sich eine gewisse Besorgnis um die Erhaltung meines Lebens in das Gespräch. Die Schilderungen von den für die prussiens in allernächster Zeit bei weiterm Vorrücken bevorstehenden Gefahren, besonders die Andeutungen über das am nächsten Marschtage zu durchschreitende schwierige Gelände und seiner Verteidigungseinrichtungen wurden mit großer Beredsamkeit gemacht, und immer blickte die Besorgnis durch, es könnte mir dabei schlecht ergehen, und ich möchte mich doch ja recht vorsehen. Ich bin fest überzeugt, daß mein menschenfreundlicher Wirt nicht einen Augenblick

daran dachte, daß ich im nächsten freien Augenblick die sehr genaue Marschkarte mit der soeben erlangten Kenntnis der vor unsrer Marschrichtung befindlichen Schwierigkeiten vergleichen würde. Er hat gewiß durchaus nicht beabsichtigt, daß ich diesem Tischgespräch dadurch noch weitere Bedeutung und Folgen beilegen würde, daß ich die erhaltnen Renseignements alsbald dem Generalstabschef beim Korps, Oberstleutnant von Caprivi, dem jetzigen Herrn Reichskanzler, zur Kenntnis bringen würde. Aber ich weiß auch gewiß, daß die Landsleute des braven Mannes ihm noch heute die Regung menschlicher Teilnahme sehr übel vermerken würden, ich nenne deshalb weder seinen Namen, noch den der kleinen Stadt, die ihn hoffentlich noch heute lebend sieht. Aber dem Gefühle herzlichen Dankes für das damals bewiesene Mitgefühl darf ich hier vollen Ausdruck geben.

Thatsächlich waren indes die Besorgnisse des humanen Franzosen nicht gerade übermäßig gerechtfertigt. Als wir am andern Morgen den Marsch unter Beobachtung einiger vermehrter Vorsichtsmaßregeln fortsetzten, stießen wir zwar wiederholt auf recht gut gemeinte Straßensperrungen, von denen einige auch den Verdacht erweckten, daß sie noch in allerletzter Zeit eine Verteidigungsbesatzung geborgen haben mußten, aber zu einem Zusammenstoß mit feindlichen Streitkräften kam es weder an diesem, noch an den nächstfolgenden Tagen. Erst am 24. November, als das zehnte Korps von Montargis nach Beaune-la-Rolande marschierte, traf es auf Teile neugebildeter französischer Armeekorps. Das erste Gefecht fand hier bei Ladon und Maizières statt, das ein entscheidendes Resultat nicht herbeiführen konnte, vielmehr nur als Vorläufer einer großen Schlacht anzusehen war. Diese fand dann auch bald darauf am 28. November statt, und zwar unter sehr un-

günstigen Verhältnissen, dafür aber zu desto höherm Ruhme.

Ich gehe hier etwas näher auf die Schlacht bei Beaune-la-Rolande ein, weil sie meiner Ansicht nach von der Artillerie entschieden worden ist, und weil mein Regiment zu dieser siegreichen Artillerie gehörte.

Das zehnte Armeekorps hatte schon im Laufe des 27. November seine Stellung in und bei dem Städtchen Beaune-la-Rolande, unter gleichzeitiger Besetzung der südlich und östlich davorgelegnen Dorfschaften, eingenommen. Im Westen bewegten sich das dritte Armeekorps und die erste Kavalleriedivision, auf deren Mitwirkung im Falle einer Schlacht wohl gerechnet werden konnte. In der gewählten Stellung war alle Aussicht vorhanden, dem Vorstoß der französischen Neuformationen mit Erfolg begegnen und so den geplanten Entsatz von Paris vereiteln zu können.

Am Morgen des 28. November erfolgte der Angriff der Franzosen auf die sich vor den Dörfern les Côtelles und Juranville nach Corbeilles hinziehenden preußischen Vorposten. In Beaune-la-Rolande selbst hatte die Verteidigung der als tapferer Führer bereits mehrfach hervorgetretne Oberst von Cranach mit seinem, dem 57. Regiment übernommen, dem Teile des sechzehnten zur Seite standen. Es kann hier gleich vorausgeschickt werden, daß es hauptsächlich sein Verdienst ist, daß die wackern Infanterieregimenter den Ort todesmutig, allen Angriffen der immer zahlreicher anstürmenden Franzosen trotzend, zwar unter großen Verlusten, aber doch siegreich gehalten haben.

Bei den hartnäckigen Kämpfen um den Besitz der vor und um Beaune-la-Rolande liegenden Dörfer, in denen die preußische Infanterie bei der kolossalen Überzahl des Angreifers nur mit sehr wechselndem Erfolg und Glück das Feld behaupten konnte, haben

mehrere Batterien des zehnten Artillerieregiments Gelegenheit gehabt, entscheidend einzugreifen und zu siegen. Sie haben bis zur teilweisen Vernichtung ausgehalten und es der Infanterie ermöglicht, wichtige Abschnitte bis zur Entscheidung zu behaupten. Die Infanterie hat ihrerseits die Artillerie des Korps durch beharrliches Aushalten oder durch rechtzeitige Angriffe auf den übermächtig andrängenden Gegner mehrfach vorm Untergang bewahrt.

Die zur oldenburgischen Abteilung (1) gehörende erste leichte Batterie (Knauer) und erste schwere Batterie (Frels) hatten stundenlang im feindlichen Feuer neben einander ausgehalten. Da mußte die erstgenannte ein Geschütz, dessen Bedienungsmannschaften und Pferde zum größten Teil getötet oder verwundet waren, in den Händen des stürmenden Feindes lassen. Auch die dritte schwere Batterie (Hayn) büßte ein Geschütz bei dem Versuch ein, der bedrängten Infanterie durch rücksichtsloses Herangehen an den Angreifer zu Hilfe zu kommen. In kürzester Zeit waren bei diesem Geschütz fünf Mann der Bedienung, zwei Fahrer und vier Pferde gefallen, und bei dem aufgeweichten Boden gelang es dem Zugführer, Leutnant der Reserve Stolterfoth, nicht, mit den übrigen Mannschaften das Geschütz noch rechtzeitig dem feindlichen Bereich zu entziehen.

Endlich hatte die Übermacht der Franzosen (es kämpften 60000 Mann auf französischer und zu dieser Zeit nur etwa 10000 Mann auf deutscher Seite) fast auf allen Punkten Vorteile errungen, und die Lage des zehnten Armeekorps wurde recht ernst. Es war für uns bei der Korpsartillerie eine besondre Gunst des Schicksals, den Beginn und das weitere Fortschreiten der Schlacht von dem erwähnten Sammelplatz aus verfolgen zu können. Dazu kam, daß die unmittelbare Nähe des kommandierenden Generals

und seines Stabes uns mehr Kenntnis der thatsächlichen Vorgänge zu teil werden ließ, als es sonst möglich ist. Wenn wir natürlich auch nichts von dem Inhalt der immer zahlreicher eintreffenden Meldungen erfuhren und noch weniger den Gegenstand der Beratschlagungen und Entschlüsse der genannten leitenden Persönlichkeiten kannten, so war doch am Nachmittag in uns allen die Überzeugung rege, daß der Zeitpunkt einer entscheidenden Wendung gekommen sei. Wir sahen ja, daß überall mit Aufbietung aller Kräfte und großer Zähigkeit Widerstand geleistet wurde, wir wußten aber auch, daß die Kräfte an der äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt waren, daß Unterstützungen von Bedeutung nur durch das Eingreifen des dritten Armeekorps gebracht werden konnten. War das auch jeden Augenblick zu hoffen, so erforderte der Stand der Schlacht doch andrerseits gebieterisch, den Moment nicht länger hinauszuschieben, wo es galt, den bedrohten Punkten mit Dransetzung der letzten Kraft unverzüglich eine wirksame Hilfe zu senden.

Mit steigender Ungeduld hatten wir diesen Fall für uns herbeigesehnt, und freudig atmete alles auf, als der Korpsartillerie nun der Auftrag wurde, einzutreten für die Schwesterwaffe, die so oft schon unser Schutz und unsre Hilfe gewesen war. Der Kommandeur der reitenden Abteilung, Major Körber, ging sofort mit der ersten reitenden Batterie (Krätschell) und der dritten (Saalmüller) — die zweite (Schirmer) war zu der fünften Kavalleriedivision detachiert — im Galopp auf der noch freien Straße nach Beaune vor und erreichte dort eine Stellung gerade noch zur rechten Zeit, um den stets lebhafter vordringenden Franzosen aus der Nähe (800 Meter) ein Granatfeuer entgegenzuschleudern, dem sie nicht Stand halten konnten, sondern Kehrt machend der Infanterie wieder

Luft ließen, sich zu sammeln und zu erneuten Kämpfen vorzubereiten. Die reitende Artillerie erreichte ihren Erfolg allerdings nur mit großen Verlusten, da bei der Nähe des Infanteriefeuers die zahlreichen Pferde ergiebige Ziele darboten. Es darf aber andrerseits bezweifelt werden, ob fahrende Batterien überhaupt noch im richtigen Augenblick zum Eingreifen gelangt wären, wenn man den Weg von der Station zur Stadt sowohl seiner Länge wie seiner damaligen Beschaffenheit nach in Betracht zieht. Hier liegt Beweismaterial für den Wert der reitenden Artillerie vor! Gleichzeitig mit dem Abrücken der reitenden Batterien setzte sich der Kommandeur der Korpsartillerie, Oberst von der Goltz, an die Spitze der beiden leichten Batterien, der fünften (die meinige) und der sechsten (Richard), während die beiden schweren, fünfte (von Scheven) und sechste (Paris), unter Kommando des Majors Ribbentrop (von der Braunschweigischen Batterie, die zum zehnten Artillerieregiment gehört) noch zurückgelassen wurden. Die leichten Batterien erreichten, auf der Straße nach Long Cour abwechselnd im Trab und Galopp vorgehend, bald die Schützenlinie, die den aus Juranville verdrängten Infanteriebataillonen der neununddreißigsten Brigade folgte. Sie gingen noch eine Strecke über die Schützen hinaus dem Feinde entgegen, der in starken Abteilungen in und um Juranville sichtbar wurde. In kürzester Zeit schlugen die Granaten bei ihm ein. Und wie das bei jungen, des Feuers ungewohnten Truppen die Regel zu sein pflegt, so übten die Geschosse außer der materiellen auch eine so niederschmetternde moralische Wirkung aus, daß das Feld von der Front bis weit in den Hintergrund in wenigen Minuten vollständig geräumt war, und zwar mit solcher Eile, daß es den Geschützen schwer wurde, die nötige Schnelligkeit bei den Er-

höhungsänderungen der Rohre zu schaffen. Jetzt jagte drüben feindliche Artillerie von rückwärts an das Dorf heran, doch auf unsre Seite heraus kam sie nicht. Durch das vorangegangne Feuer sehr gut eingeschossen hatten wir den Triumph, die feindlichen Batterien, die an einer weißen, hellleuchtenden Mauer entlang hervorbrechen wollten und uns dabei die ganze Flanke boten, in kürzester Zeit zusammen zu schießen.

Später trat nochmals feindliche Artillerie aus einer Stellung jenseits des Dorfes gegen uns in Aktion. Ihr Feuer wurde für einen Augenblick auch wirksam, mußte aber sehr bald eingestellt werden, da inzwischen auf dem rechten Flügel der fünften leichten Batterie noch drei andre Batterien des Regiments, die dritte leichte (Burbach), die zweite schwere (Zarnack) und die dritte schwere (Hayn) eingerückt waren und die diesseitige Wirkung bald noch überboten. Nennenswerte Verluste waren auf Seite der Preußen diesmal nicht zu verzeichnen. Aber das Schlachtbild war hier, auf dem östlichen Teil des Kampffeldes, durch das Eingreifen der Artillerie gänzlich verändert worden. Die hinter der Batterielinie festgelegten Schützenketten konnten das verlorne Terrain vor sich wieder in Besitz nehmen, und auch die dicht vor uns befindlichen Dörfer, namentlich Juranville, wurden wieder besetzt. Ich sehe im Geiste noch das leuchtende Auge des Kommandeurs von der Goltz, als er seinem Adjutanten, Leutnant Chüden, in meiner Batterie den Befehl erteilte: „Reiten Sie schleunigst zum Kommandierenden und melden Sie in meinem Auftrage, daß das Gefecht auf dem linken Flügel wieder hergestellt sei.“

Auf dem rechten Flügel der Preußen gab es einen hartnäckigen, mit wechselndem Erfolge geführten Kampf, in dem die junge französische Infanterie Mut und Tapferkeit bewies, sodaß es wiederholt zu

Sturmversuchen mit dem Bajonett kam. Aber diese wurden immer wieder abgeschlagen. Endlich wurde durch das Eingreifen des dritten Armeekorps ein definitiver günstiger Umschwung zu Gunsten der deutschen Waffen herbeigeführt. Die Batterien der fünften Infanteriedivision, die erste Abteilung des dritten Artillerieregiments und die Batterien der ersten Kavalleriedivision (dem ersten und dritten Artillerieregiment angehörig) hatten hier der Infanterie tüchtig vorgearbeitet, sodaß es dieser gelang, das vielumstrittne Gelände nordwestlich von Beaune, in der Gegend von La Pierre-percée, in ihren Besitz zu bringen. Das Füsilierbataillon des Regiments Nr. 52 im Verein mit Abteilungen des Regiments Nr. 57 und das Regiment Nr. 16, die den ganzen Tag über heldenmütig allen Angriffen des an Zahl weit überlegnen Gegners Stand gehalten und sie siegreich abgewiesen hatten, nahmen bei dieser Gelegenheit den Franzosen auch das früher hier von der Batterie Knauer in Feindeshand geratene und noch nicht weiter in Sicherheit gebrachte Geschütz wieder ab. Durch Hauptmann Stoephasius, Chef der ersten leichten Batterie des dritten Artillerieregiments, der schon von Düppel her überall genannt wurde, soll das wiedergefundne Geschütz später mit Visitenkarte an den zuständigen Chef übergeführt worden sein.

Das zehnte Artillerieregiment verdankt der Schlacht von Beaune-la-Rolande eine stattliche Reihe hoher Auszeichnungen, die ihm teils sofort, teils später in Anerkennung seiner Leistungen zu teil wurden. Wie der Kommandeur der zehnten Artilleriebrigade, Generalmajor Freiherr von der Becke, erhielten auch der Regimentskommandeur, Oberst Freiherr von der Goltz, und der Kommandeur der reitenden Abteilung, Major Körber, den Orden pour le mérite, während die Kommandeure von zwei Feldabteilungen, die

Oberstleutnants von Schaumann und Krause, sowie fünf Batteriechefs, die Hauptleute Saalmüller, Knauer, Hayn, Keutner und ich, mit dem eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet wurden. An eisernen Kreuzen zweiter Klasse wurden dem Regiment für diesen Tag eine größere Zahl zu teil. —

Eine siegreiche Schlacht lag nun wieder einmal glücklich hinter mir, ohne daß ich eine Verwundung davon getragen hatte, aber ganz ohne Schädigung sollte ich doch nicht davon kommen. Schon während der Schlacht hatte ich an mir selbst Anzeichen einer heranziehenden schweren Erkältungskrankheit beobachtet; natürlich konnte ich damals keine Rücksicht auf sie nehmen, bald aber, und zwar noch in der folgenden Nacht, glücklicherweise im Quartier, wo der Arzt schnell zur Hand war, brach eine äußerst heftige und schmerzhafte Unterleibsentzündung aus, die mich bis zum Tagesanbruch so herunterbrachte, daß der Arzt mir dringend anempfahl, in ein Lazarett zu gehen. Noch protestierte ich lebhaft gegen dieses Ansinnen, als auch schon von neuem die Alarmtrompete durch das Dorf schmetterte und mich vor die Batterie rief. Der Arzt drang auf mich ein, unter keinen Umständen zu Pferde zu steigen, ich würde es doch nicht aushalten und nur die Gesundheit ernstlich aufs Spiel setzen — was sollte ich machen? Der Kommandeur war über den möglicherweise längern Abgang noch eines Batteriechefs (denn mehrere waren entweder gefallen oder verwundet, und andre als krank nach Deutschland zurückgekehrt) sichtlich sehr unangenehm berührt; daher entschloß ich mich kurz und bestieg ein einspänniges Wägelchen, das im Dorfe schnell aufgetrieben war, setzte mich als ein nun in Wahrheit „fahrender Batteriechef" an die Spitze meiner Batterie und rückte so in die Stellung ein, die der Abteilungskommandeur später der Batterie

anwies. Von den entsetzlichsten Schmerzen geplagt und von heftigem Fieber geschüttelt, hielt ich es bis in den Nachmittag aus, als es aber immer klarer geworden war, daß die Alarmierung auf irrtümliche Meldungen und Auffassung der Vorposten erfolgt sei, und daß es zu keinem Gefecht für die Artillerie kommen werde, blieb mir nichts andres übrig, als den ärztlichen Anordnungen nachzugeben und die geordnete Pflege eines Lazaretts aufzusuchen. So fuhr ich denn auf meinem kleinen Wagen, den ein etwas dämlich aussehender Reservefahrer lenkte, nach dem kleinen Städtchen Puisseaux, wo während der Schlacht vom vorhergehenden Tage in Eile ein Feldlazarett errichtet worden war. Das war aber von Verwundeten so überfüllt, daß es mir erst nach langem Bemühen glückte, ein noch freies Quartier, weit draußen vor dem Thore, ausfindig zu machen, das mich, den Einspänner nebst Koffer und den dämlichen Fahrer als Pfleger für Herrn und Pferd aufnehmen konnte. Ausnahmsweise war in dem Hause die Bewohnerschaft nicht auf und davon gegangen, vielmehr kam sehr bald ein ganz freundschaftliches Einvernehmen zustande, das mir sorgfältige Krankenbehandlung sicherte. Ich wurde nach verhältnismäßig kurzer Zeit so weit wieder hergestellt, daß ich, so etwa gegen Mitte Dezember, eine Expedition zur Auffindung meiner inzwischen in der Richtung auf Orléans abgerückten Batterie unternehmen konnte. In der Zwischenzeit hatte diese, wie ich später erfuhr, mehrere Gefechte mitgemacht, ohne daß sie jedoch Verluste zu beklagen hatte. Jetzt stand das zehnte Armeekorps in und um Vendôme, nachdem vom dritten und neunten Armeekorps und den Bayern die Schlacht von Orléans siegreich geschlagen und dadurch ein weiter Landstrich unserm Gebiete hinzugefügt worden war.

Die Witterung war total umgeschlagen. Auf das ewige Regenwetter und die nassen Nebel waren Frost, Schnee und Eis gefolgt, die ganze Landschaft erstarrte ringsherum in hartem Winter, sodaß die Fahrt im offnen kleinen Einspänner gefährlich, aber interessant wurde.

Die Orientierung war nur mittelst der Karte möglich, Wegweiser und Kilometersteine waren von den Franzosen überall entfernt worden, als die Deutschen anrückten, und Leute, die man hätte fragen können, gab es nicht. Die wenigen Dörfer, die die dortige Gegend aufzuweisen hat, waren von den Bewohnern verlassen; auf und an der Landstraße traf man nur hie und da einzelne Trupps von Nachzüglern, angeblich Kranken und dergleichen Leute, wie sie hinter einer energisch vorrückenden Armee sich immer zusammenfinden. Die hatten aber nur Blicke für Beschaffung von Lebensmitteln oder — gegen Abend — für ein möglichst gutes Unterkommen. Von irgend welcher Auskunft über die Gegend selbst, über Namen oder Marschbewegungen war natürlich nicht die Rede. So blieb man denn bei der sich immer steigernden Kälte auf sich allein angewiesen und der Findigkeit des Rosselenkers überlassen, der Schlafen unter allen Umständen für des Lebens Zweck und Ziel zu halten schien. Ab und zu tauchte auch allerlei verdächtiges Gesindel auf, namentlich als die Straße den großen und dichten Wald von Marchénoir durchschnitt und sich Orléans näherte. Da betrachtete ich es denn als eine sehr günstige Fügung, als ich in Pithiviers mit einer andern Expedition mit ähnlichen Absichten zusammentraf. Eine viel stattlichere Equipage, als mein elendes Wägelchen, führte einen höhern Offizier von irgend einer Etappeninspektion der Armee nach. Von diesem erfuhr ich auch mehr als Mutmaßungen über die Route, die das zehnte Armee-

korps eingeschlagen haben mußte; wir unterstützten uns gegenseitig in der Pfadfinderei und strebten zunächst dem gemeinsamen Ziele Orléans zu, das wir denn auch ohne weitere Fährlichkeiten glücklich erreichten.

Zu dieser Zeit sah es in der berühmten Stadt noch entsetzlich wüst aus; die Besatzung bestand aus bayrischen Truppen vom Armeekorps von der Tann. Die Leute waren durch die zahllosen und harten Kämpfe und Strapazen, die der Einnahme der Stadt vorausgegangen waren, sehr mitgenommen und suchten sich jetzt wieder zu entschädigen; ich fand, daß die Art, mit den Franzosen fertig zu werden, von den Bayern sehr viel besser verstanden war als von uns Preußen. In einem etwas angeschossenen Hotel fand ich endlich spät abends Unterkommen, und zwar ein ganz leidliches, nachdem man mir längere Zeit versichert hatte, es sei ganz unmöglich, auch nur eine Dachkammer zu erhalten. Ich verdankte mein besseres Los ausschließlich einem bayrischen Kameraden, der dem Maître d'Hotel versicherte, es müßten ja noch vier bis sechs freie Zimmer im ersten Stockwerk sein. Wenn er, der Maître, diese nicht gleich finden könnte, so schadete das nichts; er, der Hauptmann, fände sie gewiß in zwei Minuten, aber auch die dazu nötige Einquartierung; er wolle nur noch die zehn Pferdeburschen heraufrufen, die im Hofe bei den Pferden beschäftigt wären, die wünschten sich alle, mal in guten Betten zu schlafen u. s. w. Das half denn schnurstracks, mir wurde ein recht komfortables Zimmer geöffnet, und in nicht langer Zeit schlief ich den Schlaf des Gerechten, um am nächsten Morgen gestärkt zu erwachen.

Ich nahm den Ruhetag, den unsre Expedition unter so günstigen Verhältnissen für nötig hielt, wahr, die Sehenswürdigkeiten der Stadt, vor allem die

prächtige Kathedrale, dann das sehr reichhaltig ausgestattete Museum und die verschiednen Statuen der Jungfrau von Orléans näher zu betrachten. Denn natürlich hat sich der prunkliebende Franzose nicht mit einem Denkmal für seine Nationalheldin begnügt, sondern deren drei allein in Orléans gestiftet. Am meisten fällt die Reiterinnenstatue am Kathedralplatz auf. Es mag ja sein, daß die Pucelle zu ihren Lebzeiten herumgeritten ist, aber ich kann nicht sagen, daß diese Amazone mit dem französischen Stallmeistersitz (à la Renz) nach irgend einer Richtung den Vorstellungen entspräche, die ich mir nach Schiller von diesem kriegerischen Landmädchen gemacht habe. Viel besser gefiel mir das Standbild aus Bronze auf dem linken Ufer der Loire, jenseits der großen Brücke. Es stellt die Jungfrau zwar auch militärisch gerüstet dar, aber doch nicht ganz ohne alle Weiblichkeit; sie trägt eine Fahne in der Hand und schreitet zum Sturme. Unstreitig den angenehmsten Eindruck macht die kleine Figur der Jungfrau, die betend oder Segen herabflehend die Hände erhebt, eine durchaus reizvolle, weibliche Erscheinung; sie ist als Schmuckstück vor dem Hotel Drouot, dem Besitztum des damaligen Maires von Orléans, aufgestellt.

Die herrliche, mächtige Kathedrale war stark gefüllt mit Angehörigen aller möglichen Regimenter; vom Orgelchor herab brauste überwältigend die Melodie eines protestantischen Kirchenliedes, die bald von Phantasien eigner Art abgelöst wurde, die einen unverkennbaren Anklang an die Wacht am Rhein enthielten. Vor dem Instrument sitzend und spielend traf ich später einen Vizefeldwebel, seiner Zivilstellung nach ein Schullehrer, der dem Drange nicht hatte widerstehen können, seine Kunstfertigkeit auf der prachtvollen Orgel zu üben. Was mag der Herr Bischof dazu gesagt haben, als die unkatholischen

Melodien in sein nahebei gelegnes Palais herübertönten? Es gefiel mir so gut in dieser alten berühmten, jetzt von der Kriegsfurie heimgesuchten französischen Stadt, daß ich meinen Aufenthalt ganz gern noch verlängert hätte. So mitten im Kriege einmal ein paar Tage den Touristen zu spielen, ist wirklich höchst vergnüglich, aber der Gedanke an die inzwischen immer weiter vorrückende Batterie ließ mir keine Ruhe; also wurde die Abfahrt auf den zeitigen Morgen verabredet. Ja, verabredet wohl, aber wirklich angetreten noch nicht.

Als ich am Morgen früh nach dem Stalle kam, steht mein schlauer Kanonier mit einem furchtbar dummen Gesicht da und döst wie gewöhnlich; wie er mich sieht, fängt er an zu lamentieren: „Ach, Herr Hauptmann, der Fuchs ist weg, ich kann aber wirklich nichts dafür.“ Das fix und fertig aufgeschirrte Tier hat sich der Dummkopf vor der Nase aus dem Stalle führen lassen; aber dafür kann er natürlich nicht. Es mußte noch als ein reines Glück betrachtet werden, daß die Spitzbuben nicht auch noch den mit dem Koffer bepackten Wagen dem Pferde hatte folgen lassen. Der Kanonier war jedenfalls nicht Schuld daran, daß das nicht geschehen war; er hatte in der vordern Gaststube bei seinem Frühstück gesessen und sich dabei um nichts bekümmert. Wie nun aber fortkommen? Ich erzählte dem Oberst von der Etappe das Vorkommnis. Der meinte: „Pferdediebstahl scheint zum Kriege zu gehören, denn alle Tage und an allen Orten hört man davon! Hier in Orléans betreibt man es aber ein bischen stark. Wir wollen zur Mairie gehen und ein andres Pferd requirieren.“ Das war aber leicht gesagt; auf der Mairie hieß es: „Die Stadt hat schon seit einigen Tagen über kein Pferd mehr zu disponieren; die sind sämtlich bei der Armee,“ oder „auch gestohlen,“ setzte der Oberst hinzu.

Nun gingen wir wieder zu unserm Hotel zurück, und siehe da, vor der Thür hält mein kleiner Wagen, mit einem schönen Schimmel bespannt, alles zur Abreise fix und fertig. Der Etappenoberst meinte sehr richtig: „Fragen Sie nicht lange, wo der Segen herkommt, unterwegs werden wir es schon erfahren,“ und in der That, nach fünf Minuten passierte die „Expedition“ die letzten Häuser von Orléans, und auf die angestellten Nachforschungen erfuhr ich, daß der Schimmel bei einer Fuhrparkskolonne überzählig gewesen sei; er sei nur gegen den Fuchs eingetauscht worden, äußerte sich die Ordonnanz von der Etappe. ein klug dreinschauender Trainsoldat, der wohl meinem Kanonier Unterricht im Pferdefinden erteilt haben mochte. — Der Schimmel war ein kräftiges und flinkes Tier; daß er seine Studien bei einer Fuhrparkskolonne sehr gründlich betrieben haben mußte, folgerte ich aus der so vielen französischen Lastpferden eignen Beharrlichkeit, den angestammten Platz in der Reihe der hinter einander herfahrenden Fuhrwerke aller Art festzuhalten. Um keinen Preis würde er seine Stelle hinter dem Wagen, den ihm das Geschick beim täglichen Ausmarsch gerade vorangestellt hatte, aufgegeben haben. Alle Versuche, ihn aus der endlosen Reihe von Trainfahrzeugen, in die wir uns am Thore begeben hatten, um nur überhaupt vorwärts zu kommen, herauszubringen, um dann ein lebhafteres Tempo anzuschlagen, scheiterten an absolutem Ungehorsam. Aber wir überlisteten den Schlingel; er wurde hinter die mit zwei kräftigen Pferden bespannte Equipage des Etappenobersten einrangiert und folgte nun dieser beständig, gleichviel ob sie in der ursprünglichen Reihe blieb oder ausbog und an den Vorderleuten vorbeitrabte.

So gelangte ich über Meung und Baugency nach dem Schlosse Ménard, wo sich Prinz Friedrich Karl mit dem Oberkommando der zweiten Armee einquar-

tiert hatte. Vor dem stattlichen Portale stand ein Doppelposten, doch mutete es mich einigermaßen sonderbar an, als ich die Leute etwas näher betrachtete und wahrnahm, daß sie beide zerrissene Drillichhosen und kaum noch tragbare Stiefel trugen. Für die herrschende Witterung und die Jahreszeit, in der wir uns befanden, eine polizeiwidrige Ausrüstung. Der Mangel an Bekleidungsstücken und besonders an tüchtigem Schuhwerk war ja in dieser Episode des Feldzugs in Frankreich bei unsrer Infanterie, die ohne Ruhetage ununterbrochen vom frühen Morgen bis in den späten Abend hineinmarschiert war, allgemein fühlbar. Aber ich konnte mich doch des Verdachtes nicht entschlagen, daß hier ein geriebner Kompagniechef die allgemeine Notlage gewissermaßen ad oculos des Höchstkommandierenden hatte beweisen wollen. Denn wenn schon die Ehrenposten so wenig ordonnanzmäßig auftreten mußten, wie mochte es da in der Allgemeinheit beschaffen sein!

Zu meiner Freude erfuhr ich hier, daß meine Batterie nur einen Tagemarsch voraus sei; es war also am folgenden Tage nicht allzuschwer, sie einzuholen, wenn nur der ordnungliebende Schimmel irgend einen Leithammel vorfände. Ich riskierte es, am folgenden Tage ganz frühzeitig die noch unbefahrne Straße allein zu fahren, und das ging auch ganz prächtig, bis wir gegen Mittag auf eine ganz langsam dahinschleichende Fuhrparkskolonne stießen, an der absolut nicht vorbeizukommen war. Plötzlich wird mein biederer Kanonier auf dem Bocke vor mir ganz wild und unruhig, er ruft in einem fort einen der Kutscher oder Fuhrknechte an, der seinerseits tüchtig wiederbellt; als ich genauer hinsehe, entdecke ich unsern verflossenen Fuchs, den der Fuhrknecht etwas betreten gegen die kanonierlichen Ansprüche zu verteidigen sucht. Schnell springe ich vom Wagen herunter und bringe

den Kerl zum Eingeständnis, daß der Fuchs erst in Orléans zur Kolonne gestoßen sei; ihrem Führer, einem Landwehr-Kavallerieoffizier, konnte ich das Regimentsbrandzeichen A. 10 bald nachweisen, und so wurde der Fuchs wieder eingetauscht, nicht ohne daß der Pferdedieb vom Kanonier einige wuchtige Hiebe als Handgeld dazugekriegt hätte.

Ohne weitere Abenteuer gelang es mir nun, im Laufe des 17. Dezember Vendôme zu erreichen und das Kommando über die fünfte leichte Batterie wieder zu übernehmen. Ich wurde namentlich vom Kommandeur, der das Häuflein seiner Getreuen immer mehr hatte zusammenschmelzen sehen, mit offenbarer Freude als ein schon verloren geglaubter empfangen und trat am andern Morgen den Weitermarsch im Regimentsverbande mit doppelt gehobnem Gefühl an, da ich inzwischen das wenig anziehende Leben als Privatmann hinter dem Heere zur Genüge kennen gelernt hatte. Nun folgten die Vorstöße, die sich bis Tours erstreckten und den Zweck hatten, festzustellen, inwieweit die Nachrichten über das demnächstige Auftreten einer neu gebildeten französischen Truppenmacht unter General Chanzy Beachtung verdienten; und als Sicherheit erlangt war, daß für die allernächste Zeit wenigstens nichts zu besorgen sei, konnte man den in der That sehr angestrengten Regimentern einige Tage der Ruhe in guten Quartieren gewähren, die mit der uns Deutschen so sehr ans Herz gewachsenen Weihnachtszeit zusammenfielen. Die Korpsartillerie wurde geteilt; die Fußbatterien kamen nach Blois, einer altertümlich schönen Stadt mittlerer Größe an der Loire, die reitenden nach Vendôme.

Ein recht gutes Quartier wurde den Offizieren der Batterie zu teil. Wir verlebten das Weihnachtsfest in urgemütlicher Weise unter dem brennenden Tannenbaum, über den sich die alte Wirtschafterin

unsers Quartierherrn, eines Arztes, nicht genug verwundern konnte. Es war in der handeltreibenden, verkehrreichen Stadt leicht, etwas Luxus zu treiben; so hatten wir uns denn an beiden Feiertagen und am Silvesterabend eine ganz reiche Festtafel hergerichtet und tranken guten, wenn auch sehr teuern Wein dazu. Man fing schon an, die Möglichkeit eines Winterfeldzugs als etwas ganz undenkbares hinzustellen, und wir würden gern noch ein paar Wochen in Blois geblieben sein, um den Fall von Paris abzuwarten, da machte am 4. Januar der Marschbefehl allen Träumereien ein Ende. Bei grimmiger Kälte ging es am 5. dem Feinde wieder entgegen, der sich bei Le Mans (der Franzose sagt: au Mans) in der That wieder gesammelt hatte und nun den letzten Versuch aus dem Westen oder Südwesten von Frankreich machte, das Land von dem Eroberer zu befreien. Der Erfolg konnte für uns nicht zweifelhaft sein, denn unsre Armee war durch den bisher gelieferten Feldzug, wenn auch numerisch geschwächt, so doch desto kriegstüchtiger geworden, und der sich verlängernde Widerstand der Franzosen rief in der deutschen Nation und nicht am wenigsten in der Armee den Wunsch hervor, noch einen entscheidenden, aber nachhaltigen Schlag zu führen, der den jungen, ungeübten Neuformationen einen gründlichen Respekt vor der deutschen Kriegsmacht hinterließe und auch seine Nachwirkung auf die gesamte Bewohnerschaft Frankreichs ausübte. Es waren also sehr energische und darum kurze Unternehmungen in Aussicht, die allerdings die höchste Anspannung aller Kräfte in Anspruch nehmen mußten.

Bereits am 6. Januar erfolgte ein sehr blutiger Zusammenstoß auf der Linie Eccomoy-Vendôme, an dem besonders das dritte Armeekorps und Teile des zehnten mitwirkten. Die Korpsartillerie kam nicht zur Aktion, sondern stand nur mehrere Stunden in Be-

reitschaft; in unsrer linken Flanke und später auch hinter unsrer Stellung schlugen sich französische Abteilungen mit unsrer Kavallerie herum, die Herzog Wilhelm von Mecklenburg kommandierte. Es sah eine Zeit lang bedenklich genug aus, aber der Abend brachte den preußischen Waffen auf allen Teilen den Sieg, sodaß die Vorwärtsbewegung nicht weiter aufgehalten wurde, und unser Quartier einige Meilen näher an Le Mans heran aufgeschlagen werden konnte.

Nun reihten sich Tag für Tag Kämpfe und Märsche an einander; immer deutlicher trat das Bild der französischen Truppenansammlungen hervor. Der Feind hatte seine letzten Kräfte zusammengerafft und selbst aus Afrika die schwarzen Söhne der Wildnis herbeigeschleppt. Diese armen Teufel waren der fürchterlichen Kälte preisgegeben, die unter ihnen wohl größere Verluste verursacht haben mag als das Feuer unsrer Geschütze und Zündnadelgewehre. Zunächst wurden diese Gums (so nannte man die schwarzen Reiter, deren weiße Mäntel sie schon von der Ferne kenntlich machten) in der Reserve gehalten, und ich erinnere mich nur eines Zusammenstoßes mit ihnen, als wir in einer Landschaft, die durch hohe Hecken den Marsch der Truppen leicht verbarg, in der Gegend von La Chartre ganz unerwartet auf ein größeres feindliches Kavallerielager stießen, wo die Sorglosigkeit so herrschte — vielleicht hatten die Leute infolge der Kälte alle Vorsichtsmaßregeln vergessen —, daß unsre dritte reitende Batterie mit einem Geschütze, das der entschlossene und findige Geschützführer schnell über die neben der Straße stehende Hecke hatte heben lassen, mitten in die sich friedlichen Beschäftigungen hingebende Truppe ein paar Granaten feuern konnte, die eine ungeheure Panik anrichteten. Die Wirkung der wenigen Geschosse war aber auch fürchterlich gewesen; als wir bald darauf die Stelle passierten, wo die Chasseurs und Gums ge-

haust hatten, stießen wir auf mehrere vollständig zerrissene menschliche Körper, und schwarze und weiße Gliedmaßen lagen durch einander. Ein Chasseurhelm, den ich mir unter allen Fährlichkeiten der noch folgenden Märsche, Kämpfe, Quartiere und Eisenbahntransporte als Waffentrophäe glücklich in mein Arbeitszimmer gerettet habe, stammt von diesem grausigen Leichenfelde.

Von diesen täglichen Scharmützeln und Gefechten bis zur Schlacht bei Le Mans am 12. Januar 1871 wurden das dritte, das neunte und das zehnte Armeekorps in annähernd gleicher Weise berührt, die Schlacht selbst fiel dem erstgenannten zu, während das letzte mehr demonstrativ wirkte. Die Widerstandskraft der Franzosen war aber so sehr erschüttert, daß es uns mit leichter Mühe gelang, von der Stadt Besitz zu ergreifen; denn die zur Besatzung von Pontlieu, der Vorstadt von Le Mans, kommandierten Truppen warteten den ernstlichen Angriff nicht ab, sondern verließen beim ersten Anstürmen der Spitzen des zehnten Armeekorps in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar ihre Stellungen und gingen in der Richtung auf Tours davon.

Ehe sich diese Ereignisse vorn abgespielt hatten, rückten die langen Kolonnen der Artillerie auf entsetzlich glatten, schnee- und eisbedeckten Straßen über Berg und Thal immer näher an Le Mans heran. Sie wurden anfänglich des Nachts immer noch in Quartieren untergebracht, die Mann und Roß wieder auftauen ließen und auch Gelegenheit boten, sich mit Hilfsmitteln zur Überwindung der täglich bevorstehenden Strapazen zu versehen. Endlich fiel aber auch diese Erleichterung weg, und gerade in der Nacht vom 11. zum 12. Januar machten die Nähe des Feindes und die Gefechtsbereitschaft es nötig, daß auch die gesamte Artillerie mitten auf freiem Felde, ohne die tröstliche Nähe eines bewohnten Ortes, in fußhohem Schnee ohne Schutz

gegen den eisigen Schneesturm ein Biwak beziehen mußte.

Der Feldzug hatte mir doch schon manche harte Lage bereitet, und allmählich waren die Ansprüche an persönliche Bequemlichkeit so ziemlich auf Null heruntergegangen, aber so was abscheuliches, wie jenes Biwak, hatte ich mir auch in Gedanken nicht vorkommen lassen. Schließlich überwindet die menschliche Natur ja ganz unglaubliche Anstrengungen und Angriffe, aber dieses Kriegserlebnis hat so manchem von uns einen nicht zu beseitigenden Denkzettel hinterlassen. Gut, daß bald wieder angenehmere Zeiten eintraten, und der Feldzug überhaupt dem Ende zusteuerte, denn viele Wiederholungen solcher Strapazen hätten doch wohl alle Widerstandskraft gelähmt.

In dieser Nacht waren also, wie schon erwähnt, Zusammenstöße unsrer Infanterie mit dem Feinde vorgekommen, aber nicht nur beim zehnten Korps selbst, sondern auch bei dem Detachement des Generalmajors von Schmidt, des bekannten tapfern Kavallerieführers, dem die Aufgabe zugefallen war, die Verbindung zwischen dem dritten und dem zehnten Armeekorps aufrecht zu erhalten, und dessen Infanterie und Artillerie eine große, durch den von ihm zu haltenden Abschnitt führende Straße zu beherrschen hatte. Der kommandierende General von Voigts-Rhetz hatte die Besorgnis, daß dieses Detachement von Schmidt nicht stark genug an Artillerie sein möchte, um seine Aufgabe mit Sicherheit zu erfüllen; deshalb sandte er am Morgen des 12. Januar, gleich nach jenem greulichen Biwak, meine, die fünfte leichte Batterie, zur Unterstützung in die vom General von Schmidt besetzte Stellung. Der sehr beschleunigt anzutretende Marsch dorthin war nicht ungefährlich, denn das zu durchschreitende Gelände war noch während der Nacht von den Franzosen mehrmals angegriffen und auch zeitweise besetzt worden, der am Morgen

herrschende Nebel aber hinderte jede Übersicht, und es war keineswegs ganz sicher, daß die Wege jetzt gänzlich frei wären. Ich hatte also Grund genug zur Vorsicht, aber es passierte nichts merkwürdiges, als daß ich, glücklich beim Detachement angelangt, anstatt freudig als Verstärkung begrüßt zu werden, ziemlich ungnädig angelassen wurde. Der Herr General hatte nämlich gerade die Überzeugung gewonnen, daß er bei der Beschaffenheit des von ihm besetzten Geländes die Artillerie nicht gebrauchen konnte. Es waren lauter starke und hohe Hecken auf beiden Seiten aller Straßen, und der Nebel war so dick, daß man nicht zehn Meter weit sehen konnte. Wie gesagt, ich mußte mich bedrückt irgend wohin schleichen, fand glücklicherweise bald die reitenden Batterien und rückte mit ihnen am Nachmittag, als es etwas heller geworden war, auf die Höhe von Pontlieu, von wo einige wenige Schüsse die Einwohnerschaft von Le Mans bewogen, sich nicht länger an einem Widerstande zu beteiligen, der von der französischen Armee schon als nutzlos betrachtet und aufgegeben worden war. Das zehnte Armeekorps rückte denn auch alsbald in die Stadt ein, deren Vertretung um Schonung gebeten hatte. Ganz war damit freilich nicht aller Widerstand besiegt, denn noch während des Vorrückens durch die Straßen erhielt unsre Infanterie aus Häusern, die am Marktplatz lagen, Gewehrfeuer. Kurz entschlossen ließ der an der Spitze befindliche Generalmajor von Woyna das erste Geschütz seiner Artillerie auf der Straße abprotzen und einige Schüsse gegen die rebellische Häuserfront abfeuern. Damit war das Kriegsspiel in Le Mans gründlich beendigt, und gute Quartiere trugen dazu bei, die nächsten Tage den Aufenthalt in der eroberten Stadt zu einer wirklichen Erholung zu machen. Am andern Tage durften sich alle in Le Mans untergekommnen Truppenteile des zehnten Korps bei der Entleerung einiger Eisenbahn-

züge, die nicht mehr hatten ausrücken können, beteiligen, und wir mußten nur immer staunen, was alles zu den Armeebedürfnissen in Frankreich gezählt wurde. Besonders die reichliche Ausstattung mit Zuckerhüten gab zu manchen sonderbaren Anblicken Anlaß. Wiederholt sah ich Leute unsrer Regimenter, die auf dem Gestellungsplatze ausruhend immer abwechselnd in ein Stück trocknes Kommißbrot und dann in ein mächtiges Stück harten Zuckers hineinbissen; ich wußte nicht, sollte ich dabei mehr die standfesten Beißwerkzeuge oder das absonderliche Gelüste anstaunen. Und gar mancher Brotbeutel wies bei der nächsten Revision bedenkliche Löcher auf, die alle von dem langen Transport der harten, scharfkantigen Zuckerstücke verursacht worden waren. Eine Merkwürdigkeit ersten Ranges befand sich aber in diesem „Militärzuge," nämlich zwischen verschiednen Waggons mit Lebensmitteln und Bekleidungsstücken war einer ganz und gar gefüllt mit Damenartikeln, Stiefeletten, Spitzen, Bändern und Zeugstoffen. Man darf wohl annehmen, daß irgend ein Konfektionsgeschäft diese eigentümliche Ladung in den Militärzug einzuschmuggeln verstanden hatte, denn andernfalls hätten wir bei unsern vielfachen Zusammenstößen mit der neugebildeten französischen Armee auch einmal etwas von den Damen sehen müssen, für die diese Bedarfsartikel nachgeführt wurden. Keinesfalls werden die Absender vermutet haben, welchen Jubel das Auffinden dieses Putzmagazins bei unsern Soldaten hervorrief; in unglaublich schneller Zeit waren die Sachen in alle Winde zerstreut, und wohl mancher Landwehrmannsgattin mag es daheim eine gemischte Freude bereitet haben, wenn die verschiednen Möglichkeiten des Erwerbs solcher Schätze erörtert wurden.

Waffenstillstand

Lange dauerte die Freude in Le Mans nicht. Die Verfolgung der westwärts entwichnen zersprengten

Truppen Chanzys forderte eiligen Aufbruch, und in wenigen Tagen, die durch kleine Plänkeleien ausgefüllt wurden, näherten wir uns bei Laval schon sehr der westlichen Küste Frankreichs. Da kam Kontreordre, der zufolge wir nochmals auf eine Woche in Le Mans konzentriert wurden, um schließlich den Marsch in die Waffenstillstandsquartiere anzutreten. Der Korps-artillerie wurde das Glück zu teil, in die Stadt Tours selbst zu kommen, dieses Juwel unter den Städten am Loireufer. Alles begünstigte uns dort. Ein Frühlings-wetter von ungeahnter Annehmlichkeit herrschte während des ganzen Monats Februar, den wir dort zubrachten. Sehr opulente Quartiere in den meist von ihren Eigen-tümern geräumten Landhäusern an dem herrlichen Loireufer nahmen uns auf, und mit Erfolg und zum sichtlichen Wohlgefallen des Kommandeurs konnte man nun an eine gründliche Wiederherstellung des Kriegs-materials aller Art gehen. Der kommandierende General von Voigts-Rhetz nahm alsbald eingehende Besichti-gungen der einzelnen Truppenteile vor. Ich hatte die große Freude, die fünfte leichte Batterie in ganz ver-jüngtem Zustand und zur Parade wohlgerüstet auf der Heide am Cher, einem kleinen Nebenflüßchen der Loire, zur Zufriedenheit Seiner Excellenz vorzuexer-zieren. Zweimal in der Woche wurde auf der wunder-vollen Promenade von Tours unter Assistenz von zwei Regimentsmusiken große Parole abgehalten, der die Franzosen und besonders die Französinnen ihre Auf-merksamkeit in immer steigendem Maße zuwandten. Des Abends konnte man in einem der verschiednen stark besuchten Caféschantants lustige Zerstreuung finden, und bald verbreiteten die nahen Friedensaussichten einen solchen Grad von sorgloser Lebensauffassung, daß allerlei Partien zu Pferde und zu Wagen weit in das schöne südliche Land hinein, oft für ganze Tage, unter-nommen wurden, wobei eigentlich nichts daran er-

innerte, daß wir auf Kriegsfuß im eroberten Lande standen. Die schönen Schlösser Amboise, Chenonceaux und Luynes besuchten wir öfters. Ende Februar kam der Befehl zum Rückmarsch aus Frankreich, der die Loire aufwärts über Blois und Orléans ging. Orléans machte diesmal, da ein lebhafter Verkehr und friedliche Verhältnisse zurückgekehrt waren, einen viel vorteilhaftern Eindruck, als damals mitten in den Kriegsnöten. Ich kam zu einem gutsituierten Vater der Stadt ins Quartier, dessen Landhaus an dem Ufer der Loire durch die Vorzüge des südlichen Klimas in der Frühlingszeit noch ganz besondern Reiz erhielt. Von sämtlichen Franzosen des Zivilstandes, die ich während unsrer Anwesenheit in Frankreich näher kennen gelernt habe, war dieser Herr weitaus der verständigste, sodaß der kurze Aufenthalt in Orléans im März 1871 in der That nachhaltig angenehme Erinnerungen hinterließ. Der alte Herr wird nun wohl auch schon längst das Zeitliche gesegnet haben, sein freundliches Auge aber leuchtet mir aus der Photographie, die er mir später gesandt hat, noch immer lebendig entgegen.

In der Gegend von Chatillon-Chaumont angelangt, wurde dem zehnten Armeekorps ein Okkupationsbereich überwiesen, in dem sich die Truppen für unbestimmte Zeit einzurichten hatten. Der fünften leichten Batterie fiel in der Nähe von Chateau-Vilain das Dorf Essey-les-Ponts zu, das auch den Beinamen vilain verdient hätte, denn mit Ausnahme eines kleinen, unbedeutenden Herrensitzes war es wirklich sehr faul Der Gedanke, hier einige Wochen, vielleicht Monate zubringen zu müssen, hatte nichts verlockendes, doch mußte man sich einrichten, so gut es ging. Die Einrichtungen ließen alles zu wünschen übrig, und es gelang auch nicht, hierin irgendwelche erhebliche Besserung zu schaffen, da die Unsicherheit, wie lange unser Aufenthalt wohl währen möchte, die Ortsbehörde für unsre Wünsche

ganz unempfindlich machte. Günstiger gestalteten sich allmählich die außerdienstlichen Beziehungen, und namentlich hatten wir Gelegenheit, unsre Sprachkenntnis zu vermehren, da die Besitzer des Herrenhauses, ein zur Ruhe gesetzter Beamter und seine Gattin, uns in den täglichen Verkehr aufnahmen. Anfänglich ging es nicht ohne allerlei Mißverständnisse ab, die besonders von der Gesellschafterin des alten Paares, einer noch jungen rabiaten Südfranzösin, ausgebeutet wurden, um ihren Nationalhaß gegen alles Deutschtum zu offenbaren; nach meiner Beobachtung hielt aber die Feindseligkeit im Einzelverkehr mit unsern jungen Herren nicht vor.

Nach einigen Wochen trat Quartierwechsel ein. Die Batterie kam nach Arsonval, einem Dorfe in der Nähe von Troyes, dessen Bischof dort seine Sommerresidenz hatte. Für uns brachte die Änderung auch erhebliche Besserung, denn einerseits war in Arsonval viel eher Gelegenheit, einen ordentlichen Dienstbetrieb einzurichten, und andrerseits war unser Unterkommen nach jeder Richtung vorteilhafter. Eine blitzsaubere Verwaltersgattin machte mit Geschick und Liebenswürdigkeit die Honneurs und sorgte vorzüglich für unser materielles Wohl. Die bischöfliche Besitzung bot uns sehr komfortable Räume, die in ihrer Ausstattung von dem guten Geschmack des geistlichen Herrn Zeugnis ablegten. Besonders empfanden wir das beim Anblick eines reizend eingerichteten, Luxus verratenden Damenboudoirs, dessen Existenz uns zwar von der Verwalterin verheimlicht worden war, das ein Zufall aber eines Tags zu unsrer Kenntnis brachte.

Ausflug nach Paris

Von Arsonval aus machte ich eine recht interessante Tour nach Paris. Die Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und der Kommune gingen ihrem Ende

entgegen, und den Offizieren der in weitem Umkreis von Paris dislozierten deutschen Armeekorps wurde gestattet, die in unsre Heeresverwaltung übergegangnen französischen Eisenbahnen zu kurzen Besuchstouren nach Paris zu benutzen. Von allen Seiten eilten Offiziere aller Waffengattungen nach der nächsten Umgebung der Hauptstadt, um von dort aus jede sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, möglichst viel von Paris selbst zu sehen.

Also lenkte auch ich meine Schritte zunächst nach St. Denis. Ganz ohne Schwierigkeiten ließ sich das aber nicht machen. Der Eisenbahnübergang bei Nogent war noch immer unterbrochen, und da ich hier ziemlich spät in der Nacht anlangte, war an Weiterkommen mit andern Hilfsmitteln nicht zu denken. Der Ort war fast gänzlich verlassen, und es bedurfte einiger Energie, ehe es gelang, in dem einzigen vorhandnen, stark besuchten Gasthofe ein Unterkommen für die Nacht zu bekommen. Eine Gesellschaft gleichgesinnter Gefährten fand sich bald zusammen, und mit vereinten Kräften gelangten wir am andern Morgen in den Besitz der nötigen Wagen, um die Fahrt nach St. Denis zurückzulegen. Unterwegs aber passierten alle möglichen Zufälle, die unserm Fortkommen ein bestimmtes Halt gebieten zu wollen schienen. Der Wagen, der die Tour täglich zu machen pflegte und, als alter Marketenderwagen, wohl überhaupt schon stark kriegsinvalide sein mochte, ging mitten auf der Landstraße aus dem Leim, und eins der Pferde legte sich einfach in den Straßenschmutz und wollte durchaus nicht mehr mitthun. Es blieb also nichts andres übrig, als den zwei Meilen weiten Weg bis St. Denis zu Fuß zurückzulegen, was bei dem herrschenden Regenwetter den Einzug wenig erhebend machte. In St. Denis waren ganz praktische Einrichtungen getroffen, um den fortwährenden Fremdenverkehr zu bewältigen. Bei der

Meldung auf der Kommandantur erfuhr man gleich, welche Quartiere, zu welchen Bedingungen und Preisen, frei wären; man erhielt über alles Wünschenswerte erschöpfende Auskunft, so z. B. daß es verboten sei, einen bestimmten Rayon zu betreten, und wie es etwa anzufangen sei, um dennoch seine Pläne durchzusetzen, dies allerdings nur ganz geheim durch Konnexionen, und so wurde denn für den Abend der Besuch des Theaters und für den folgenden Tag eine Fahrt um Paris herum bis zur Porte Maillot und der Vorstadt Neuilly verabredet.

Wir durften unsre Posten passieren; und weil es uns gelungen war, einen Rosselenker aus Neuilly selbst zu ermitteln, der sich des Verdienstes halber in St. Denis aufhielt und gern wieder einmal nach dem Seinen sehen wollte, so kamen wir auch ungehindert bis an die Porte Maillot, sahen uns die zahlreichen Verwüstungen an, die die Artillerie der Regierungstruppen an diesem ganzen Rayon angestellt hatte, freuten uns über die gute Disziplin der Versailler Regimenter, deren Leute während der Gefangenschaft in Deutschland gut gelernt hatten, Honneurs zu machen und vor den im Wagen an ihnen vorüberfahrenden preußischen Offizieren stramm aufzustehen, und kehrten, nachdem uns der Kommandeur der Wache am genannten Thor nach unserm Vorhaben gefragt hatte, unter den Anzeichen zunehmender Neugier und Mißbilligung der herumflanierenden Pariser Bevölkerung auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren. Aber einige Steine wurden uns doch nachgeworfen, die den Kutscher trafen und in hellen Zorn versetzten. So war zwar mein Wunsch erfüllt worden, Paris selbst zu sehen, denn von der Porte Maillot kann man einen ganz hübschen Blick nach dem Arc de Triomphe und in das Bois de Boulogne werfen. Aber die Wißbegier war noch lange

nicht befriedigt; es galt auch, eins der Forts zu besuchen, die zuerst von uns beschossen und jetzt besetzt waren. Wir eilten von St. Denis, dessen Werke und Sehenswürdigkeiten wir betrachteten, besonders die Kirche mit den Königsgräbern und der Statue der Marie Antoinette, nach dem Fort Rosny, vor der Porte Pantin. Unsre gemeinschaftliche Expedition war etwas bunt, denn den Wagen füllten ein Infanterist, ein Dragoner, ein Kürassier, ein Generalstäbler und ich, der Artillerist; und bei endlich aufgeheitertem Himmel kutschierten wir durch mehrere Dörfer, in denen unser Aufzug nur Neugierde, aber keinerlei Feindseligkeit erregte, so durch Vincennes, dessen turmartiges Befestigungswerk noch eine Anzahl Kommunards in sich barg, die soeben die Waffen gestreckt hatten, dann über den Artillerieschießplatz bei Vincennes hinweg, nach dem genannten Fort, wo ein früherer Artillerieschulkamerad von mir, Hauptmann Mogilowski, das Kommando über die dort stationierte Gardefestungskompagnie führte. Vom Glacis des Forts aus konnten wir noch Zuschauer und Zeugen sein der letzten Kämpfe der Versailler Armee gegen die Pariser Rebellen, die sich in nicht mehr beträchtlicher Zahl nach Vincennes gewendet hatten und sich dort auflösten. Unser Zuschauerposten mag beiden französischen Parteien nicht behagt haben, und bei der geringen Disziplin, die dort herrschte, ist es nicht gerade zu verwundern gewesen, daß der Thatendrang sich gegen den gemeinschaftlichen frühern Feind wendete. Es dauerte nicht lange, so hörten wir einige Kugeln in sehr verdächtiger Nähe pfeifen, und daß die Sache ernst gemeint war, wurde unmittelbar darauf klar, da ein auf Posten im Glacis befindlicher Infanterist verwundet niedergestreckt wurde. Hier wäre große Tapferkeit ganz unmotiviert gewesen, also zogen wir uns in das Innere des Forts zurück und ließen die Kinder eines und desselben Vaterlands draußen

sich gegenseitig abthun. Als die Dunkelheit hereingebrochen war, leuchteten uns zur Heimfahrt aus dem Zentrum der Riesenstadt die hoch zum Himmel lodernden Flammen der von den Rebellen in Brand gesteckten Bahnhofsanlagen der Ostbahn.

Rückmarsch nach Deutschland. Juni 1871.

Nach Arsonval zurückgekehrt, hatte ich noch ein paar Wochen Zeit, mich mit dem Bürgermeister, einem ehemaligen Bewohner des Quartier latin von Paris, über meine Erlebnisse auszusprechen und die für ein preußisches Soldaten- und Patriotenherz doch etwas gar wundersamen politischen Anschauungen dieses kleinen Jakobiners anzuhören. Dann traf endlich der Befehl zum Marsch nach der Heimat ein. Nach wenigen Etappen erreichten wir Bar-le-Duc, wo ein Extrazug uns aufnahm und der deutschen Grenze zuführte, von wo ab die herzliche und oft begeisterte Aufnahme in allen Bahnstationen die Rückfahrt nach Hannover zu einer ununterbrochnen Kette herzerhebender Erlebnisse gestaltete; auch das leibliche Wohl kam dabei nicht zu kurz. Wir berührten die bayrische Festung Landau, überschritten den Rhein bei Mainz und gelangten über Marburg nach Hannover, wo sich das gesamte Korps zum feierlichen Einzug sammelte, den der Kronprinz selbst führte. Das Gefühl, nun endlich daheim zu sein im einheitlich gewordnen Vaterlande, das nun für lange Zeit vor den immer bereiten Gelüsten des Erbfeinds Ruhe haben würde, wurde freilich noch hin und wieder von allerlei kleinlichen Demonstrationen welfischen Ursprungs beeinträchtigt. Ich hatte aber doch die Freude, mit anzusehen, wie die junge Generation hannoverscher Söhne, getreu dem im Schlachtgetümmel und in gemeinsamer Gefahr geschlossenen Bruderbunde, solche kindischen Ausbrüche verbissener Gesinnungen mit Ernst und Würde zurück-

zuweisen verstand. Meine wackern hannoverschen Vaterlandsverteidiger haben sich eben in allen Lagen als getreue Soldaten erwiesen!

Nachdem alles wieder in die friedlichen Bahnen zurückgelenkt war, folgte eine Periode ernster und angestrengter Arbeit. Noch im Jahre 1871 wurde spät im Herbst eine Schießübung abgehalten, und gleich im Anschluß daran wieder mit der systematischen Ausbildung von Mann und Roß begonnen. Dabei machte sich der Mangel an Offizieren für den Frontdienst empfindlich fühlbar. Die große Mehrzahl der jüngern Offiziere war nach Berlin kommandiert, um die durch den Feldzug unterbrochne oder verhinderte Lernperiode nachzuholen, so blieb der Dienst der Hauptsache nach auf den Schultern des Batteriechefs, der wieder der bestgeplagte Mann wurde und, während er überall selbst thätig, für alles verantwortlich war, nicht immer die Früchte seiner Mühen erntete, denn bald traten infolge von Formationsveränderungen zahlreiche Abgaben von Leuten, Pferden und Material aller Art ein. Dazu wirkte es nicht gerade erheiternd, daß die Verringerung der Feldstellen auch eine starke Verminderung des Etats an Hauptleuten erster Klasse in dem Brigadeverbande verursachte. Auch mich traf das unangenehme Los, daß ich mich, nachdem ich während des ganzen Krieges der Zahl der Hauptleute erster Klasse angehört hatte, nunmehr wieder mit der niedrigern Einnahme der zweiten Klasse abzufinden hatte. Kurz die ungünstigen Einrichtungen einer Demobilmachung machten ihren Einfluß überall geltend, und immer sehnsüchtiger wendete sich das Auge der Majorsecke zu, die noch so fern erschien, und der man sich in entsetzlich langsamem Tempo näherte. In diese Zeit fiel wie ein Himmelstrost die Erfüllung einer schon ganz aufgegebnen Hoffnung, die Verleihung des eisernen Kreuzes erster Klasse. Ich hatte es wohl

erfahren, daß ich für die Schlacht bei Beaune-la-Rolande zu dieser Auszeichnung vorgeschlagen worden war, doch glaubte ich, nachdem so lange Zeit dazwischen vergangen war, nicht mehr an die Verwirklichung dieser Aussicht. Um so freudiger wurde ich daher überrascht, als mir nun ganz unvermutet mit noch dreien der damaligen Batteriechefs des Regiments während einer Übung auf dem Exerzierplatz bei Hannover dieses hohe Ordenszeichen verliehen wurde.

Außer einigen interessanten Manövern bei Hildesheim und später im Deistergebirge und bei Hameln, wobei uns die durch den Krieg doch erheblich günstiger gewordne Wertschätzung der Artillerie durch die Offiziere der andern Waffen nur angenehme Eindrücke hervorrufen konnte, tritt aus dieser Zeit in meinem Gedächtnis ein Kommando in den Vordergrund, das mich ganz aus dem Rahmen meiner Stellung und dienstlichen Thätigkeit als Batteriechef hinausführte. Man war damals in der Artillerie mit der Konstruktion eines neuen Feldmaterials beschäftigt, und um die im Gange befindlichen Versuche zu beschleunigen und zu verallgemeinern, erhielten einige Generalkommandos Versuchsgeschütze, die durch die Truppe verschiednen Prüfungen unterworfen wurden. Auch das zehnte Armeekorps war damit betraut worden, und der kommandierende General von Voigts-Rhetz sandte, nachdem die angeordneten Erprobungen stattgefunden hatten, unsern Brigadekommandeur, General von der Becke, und zu dessen Verfügung mich selbst, nach Essen in die Kruppsche Fabrik, um im persönlichen Verkehr mit den dortigen Geschützkonstrukteuren verschiedne Forderungen der Truppe für die Neukonstruktionen aufzustellen. So klar ich mir darüber war, daß der Schwerpunkt der Einwirkung auf die künftige Gestaltung unsers Feld-

artilleriematerials nur bei der Artillerie-Prüfungskommission in Berlin und nicht bei der Truppe, die für viele einschlagende Fragen gar nicht die erforderliche Kenntnis aller Unterlagen besaß, liegen konnte, so erregte dies Kommando doch in hohem Grade mein volles Interesse. Ermöglichte es mir doch, die weltberühmte Fabrik unter den denkbar günstigsten Bedingungen eingehend zu besichtigen und meinem artilleristischen Wissen einen ganz wesentlichen Zuwachs zu erwerben. Auch nach einer andern Richtung brachte mir diese Periode eine Erweiterung meiner Ausbildung, indem ich im Jahre 1873 an einer Generalstabsübungsreise teilnehmen durfte, die durch den Oberst von Grolman, Chef des Generalstabs des zehnten Armeekorps, quer durch den Harz, von Goslar über Andreasberg nach Nordhausen geführt wurde.

Die Verbindung frischer militärischer Ritte mit dem Leben eines Touristen inmitten einer der herrlichsten Landschaften unsers deutschen Vaterlandes war von hohem Reize und bildete noch für lange Zeit den Gegenstand der anregendsten Erinnerungen.

5

Beförderung zum Major und Versetzung zur Fußartillerie am 22. März 1874

Allmählich machte sich aber die Sehnsucht, in der Laufbahn vorwärts zu kommen, immer mehr geltend, zumal bei den andern Waffen Kameraden vom gleichen Dienstalter schon in die Reihe der Stabsoffiziere eingetreten waren und uns Artilleristen vielfach überflügelten. Die Vergleiche nach soeben beendetem glücklichen Feldzuge trugen nicht dazu bei, die Stimmung zu verbessern. Es ist ja nun einmal nicht zu ändern, daß die außerhalb der Front stehenden Offiziere eher Gelegenheit finden, berücksichtigt zu werden, der Truppenoffizier steht darin erst in zweiter Reihe, auch nach einem Kriege, und es gehört tüchtige Resignation dazu, dies Verhältnis immer als das normale zu betrachten. In diese Zeit und Stimmung fiel die Aufforderung meines Brigadekommandeurs, mich zur Verwendung bei der Fußartillerie in Vorschlag bringen zu lassen, insofern ich damit zugleich die Beförderung zum Major erreichen könne. Es kostete mich doch einen schweren innern Kampf, die bisherige Waffenbrüderschaft aufzugeben, denn die definitive Scheidung der Feld- und Fußartillerie war soeben im Prinzip ausgesprochen worden; nach

längerm Zaudern fügte ich mich dem wohlwollenden Zuspruch meines Vorgesetzten, zu dem ich in dem hinter uns liegenden Feldzuge ein hohes Vertrauen gefaßt hatte, und wenige Wochen darauf erhielt ich denn auch, nicht ohne Überraschung manches meiner Kameraden, die Ernennung zum Major und Kommandeur des selbständigen Schleswigschen Fußartilleriebataillons Nr. 9, in dessen Garnison Bremerhaven ich im April 1874 übersiedelte. Hier fand ich allerdings ein ganz neues Feld der Thätigkeit vor. Das Bataillon bildete einen Teil der neugeschaffnen Küstenartillerie, und die Anforderungen des Dienstes waren in der That von den bisherigen himmelweit unterschieden. Schon im nächsten Monat wurde mir die Besichtigung der im Bereich des neunten Armeekorps liegenden Artilleriedepots Stade, Schwerin, Rendsburg und Sonderburg übertragen, und im unmittelbaren Anschluß daran rückte das Bataillon zur Schießübung nach der Lockstedter Heide, wo der Generalinspekteur der Artillerie, General von Podbielski, die Besichtigung abhielt.

Erster Artillerieoffizier vom Platz in Metz
September 1874

Wenige Wochen darauf wurde ich zum ersten Artillerieoffizier vom Platz in Metz ernannt. Ungern schied ich von Bremerhaven, das durch den Reiz der Neuheit und seinen überseeischen Verkehr große Anziehungskraft auf mich ausübte. Ich war mir auch völlig klar darüber, daß die wenigen Monate im Dienst der Küstenartillerie mich in keiner Weise zu einem tüchtigen Fußartilleristen hatten umformen können, und mit recht gemischten Gefühlen trat ich die Reise nach der mir so ganz unerwartet zugefallnen neuen Garnison an, wo in meiner neuen Stellung die höchsten Anforderungen an den Fachsoldaten erhoben

werden mußten. Doch es heißt ja: Wem Gott ein Amt giebt, dem schenkt er auch dazu den Verstand, also ging ich frischen Mutes an die Erfüllung meiner Aufgabe. Welch seltsame Vorahnung hatte mir damals, als ich zum erstenmale, gleich nach der Übergabe, die Festung Metz betreten hatte, die Betrachtung eingegeben, die ich einem Briefe an die Meinigen anvertraute: Wer weiß, ob Metz nicht einmal eine schöne Garnison für den Artilleristen, so etwa für den Artillerieoffizier vom Platz abgeben wird?

Und schön war die Garnisonstadt unter den damaligen Verhältnissen im allgemeinen sowohl, wie ganz besonders im Lichte meiner Stellung betrachtet. Der Wirkungskreis in der großen wichtigen Grenzfestung, deren Zustand durch die Notwendigkeit, allen Eventualitäten gegenüber stets gewappnet zu sein, durchaus dem der Kriegsvorbereitung ähnlich sah, ging eigentlich weit über die Bedeutung meiner Charge, eines einfachen Majors von jungem Datum, hinaus. Der Befehlsbereich erstreckte sich auf Einrichtungen, die in den übrigen Festungen im Innern des Landes im Frieden niemals in Betracht zu kommen pflegen. Dazu kamen immer neue Projekte zur Ergänzung und Verbesserung der Befestigungsanlagen, sowie eine vollständige Umarmierung mit preußischem Geschützmaterial, wodurch das französische minderwertige allmählich ersetzt werden mußte. Den interessantesten Teil meiner Thätigkeit bildeten aber unstreitig die zahlreichen Beratungen über die allgemeinen Maßregeln zur Verteidigung, die die verschiedensten Voraussetzungen lokaler und politischer Natur zu berücksichtigen hatten. In Erkennung der hohen Wichtigkeit gerade dieser Seite der Vorbereitungen wurde damals zum erstenmal ein älterer Generalstabsoffizier dem Stabe des Festungsgouvernements zugeteilt, und ich muß gestehen, daß durch diese Maßregel Gang

und Resultate unsrer Arbeiten sehr merkbar gefördert wurden. Mein persönliches Verhältnis zu den direkten Vorgesetzten, Gouverneur der Festung General von Schwerin und Brigadekommandeur der Fußartillerie, General Wiebe, zu denen beiden ich nur voll Bewunderung und mit großer Liebe emporsehen konnte, gestaltete sich bald zu dem denkbar günstigsten. Und wenn man noch die Vorzüge einer ganz reizenden Dienstwohnung, die meine Vorgänger von den Franzosen in opulenten Verhältnissen übernommen und mit Sorgfalt germanisiert hatten, und einen höchst anregenden, geselligen Verkehr hinzurechnet, so wird man den bei mir noch immer vorherrschenden Enthusiasmus für die in Metz verlebten Jahre begreiflich finden, so sehr in neuerer Zeit die Urteile über die Vorzüge und Nachteile der fernen Grenzgarnison, die jetzt freilich nur ein überfülltes Kriegslager sein soll, auseinandergehen.

Zu den interessantesten Abwechslungen gehörten die sich häufig wiederholenden Ausflüge nach den nahe gelegnen Schlachtfeldern, bei denen man die französische Grenze zu streifen Gelegenheit hatte. Der denkwürdigste Tag dieser Art war der, an dem es mir gestattet war, mich dem Gefolge des Kaisers Wilhelm I. und des Kronprinzen anzuschließen, als diese hohen Herren während der Anwesenheit in den Reichslanden die Tour über Gorze, Vionville, Gravelotte und St. Privat machten.

Dieser erste Besuch des Kaisers in Metz im Mai 1877 gewährt mir noch eine andre unvergeßliche Erinnerung durch das vom Feuerwerkspersonal des Artilleriedepots ausgeführte Feuerwerk zur Beleuchtung der Kathedrale, das auf dieser selbst abbrannte. Die gesamte deutsche Einwohnerschaft von Metz und an ihrer Spitze die kaiserlichen Behörden hatten die äußersten Anstrengungen gemacht, den verehrten Landesherrn möglichst festlich zu empfangen und zu unterhalten. In das Programm der

öffentlichen Veranstaltungen war auch ein großes Feuerwerk und die Beleuchtung der altertümlichen Kathedrale aufgenommen worden, die Ausführung wurde, wie erwähnt, dem Artilleriedepot übertragen. Die Sache war nicht ohne Bedenken, da die Kirche von einem Häuserviertel mit engen Gassen dicht umgeben ist, Feuersgefahr also in Betracht zu ziehen war. Zu meiner Entlastung stellte ich daher das Verlangen, daß sachverständige Baumeister mit mir vereint die Einzelheiten der Beleuchtung festzustellen hätten. Von der Regierung wurde mir zu diesem Zweck der Dombaumeister, von der städtischen Verwaltung der Stadtbaumeister zur Verfügung gestellt, und gemeinschaftlich mit diesen beiden Herren nahm ich eine eingehende Besichtigung des mächtigen Bauwerks bis in alle Einzelheiten vor, wobei die Art und Ausführung der Beleuchtung festgesetzt wurde. Bengalische Flammen verschiedner Färbung sollten in den äußern Ecken und an sonst geeigneten Stellen der zahlreichen Strebepfeiler und -bogen abgebrannt werden, und in deren nach oben leuchtenden Schein sollte ein Funkenregen von der rings um das Dach laufenden steinernen Galerie herabfallen. Der Funkenregen sollte aus sogenanntem Theaterfeuerwerk bestehen, das kleine glitzernde Sternchen erzeugt, die an der Luft bald wieder verlöschen.

An Vorsichtsmaßregeln waren folgende getroffen: zehn Unteroffiziere und hundert Soldaten der Garnison waren unter Führung der beiden Feuerwerksoffiziere des Artilleriedepots mit gefüllten Wassereimern auf dem ganzen Gebäude so verteilt, daß am Schlusse der Beleuchtung jede Stelle, wo ein Beleuchtungskörper gebrannt hatte, mit einer reichlichen Wassermenge übergossen wurde. Alsdann wurden die Mannschaften in Trupps gesammelt und, nachdem jeder über die thatsächliche Ausführung des ihm erteilten Befehls berichtet hotte, von dem Gebäude weggezogen. Nach ihrem Ab-

gang blieb die Kirche der Bewachung der städtischen Berufsfeuerwehr anvertraut, die von mir zu diesem Zweck speziell requiriert und auch gestellt wurde. Allerdings hat sich dieser Feuerwehrposten, mit den nötigen Löschmitteln ausgerüstet, während der nun folgenden Stunden der Nacht nur auf der Plattform des einen Turmes aufgehalten und das Innere des Daches nicht betreten, also wohl auch nicht beobachtet, und zwar wurde dieses Verhalten später damit zu rechtfertigen versucht, daß das Eigentumsrecht der Stadt an die Kirche sich nur auf diesen einen Turm erstrecke, während alle andern Teile sich infolge irgend welcher historischer Vorgänge im Besitz der Regierung befänden. Diese Teile standen, wie immer, unter der Aufsicht des angestellten Türmers, der unter andern Verpflichtungen auch die hatte, die Gasflamme zu Erleuchtung des Zifferblattes der großen Kirchenuhr gegen Mitternacht auszulöschen; zu dem Zweck hatte er das ganze Innere des Daches zu durchschreiten. Nach seiner Angabe hatte er seine Pflicht auch an jenem Abend ordnungsmäßig erfüllt, aber nichts Verdächtiges bemerkt.

Die beiden Feuerwerksoffiziere des Artilleriedepots hatten von mir Befehl erhalten, in der Zeit zwischen zwölf und ein Uhr das Kathedralgebäude von außen nochmals genau zu revidieren. Sie meldeten mir, als ich selbst gegen ein Uhr nachts diese Revision ausführte, daß sie nirgends etwas Bedenkliches hätten wahrnehmen können.

Um drei Uhr morgens stand das Dach der Kirche in hellen Flammen. Unter den ersten, die an der Unglücksstätte erschienen, befanden sich der greise Kaiser und sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der auch in die ersten Löschanordnungen persönlich eingriff und, durch den Dombaumeister Tornow geführt, unzweckmäßige Hilfeleistungen verhinderte, sodaß es gelang, den Brand unschädlich zu machen.

Die französische Bevölkerung, wenn auch natürlich durch das Unglück in hohem Grade betroffen, konnte doch nicht umhin, dem persönlichen Auftreten des Kaisers und des Kronprinzen volle Bewunderung zu zollen, und ein merklicher Umschlag trat in ihrem ganzen Verhalten ein. War die Begrüßung des Kaisers bei seinem Einzuge sehr lau gewesen, und hatten sich allerlei kleine Demonstrationen hervorgewagt, z. B. verhängte Fenster oder geschlossene Läden, so zeigte sich am Tage nach dem Brandunglück unverhohlen das Gefühl der Achtung und der Wunsch, sich an allerlei Kundgebungen zu Ehren des hohen Gastes zu beteiligen. Wenigstens waren bei dem Auszug zur Parade und bei dieser selbst die nicht deutschen Elemente der Bevölkerung in großer Zahl gegenwärtig und verhielten sich auch durchaus würdig und sogar wohlgesinnt.

So sehr es auch als ein Unglück zu betrachten war, daß das über alle Beschreibung schöne und erhabne Schauspiel des feenhaft erleuchteten alten Bauwerks ein solch übles Nachspiel erhalten mußte, so konnten die Beteiligten sich doch in ihrem Gewissen darüber völlig ruhig fühlen, da nirgends ein sträflicher Leichtsinn oder grobe Nachlässigkeit als Veranlassung dazu zu betrachten waren. Die sofort eingeleitete, sehr eingehende Untersuchung hat nicht den geringsten Anhalt für die Annahme derartiger Verschuldung zu Tage gefördert. Das traurige Mißgeschick kann nur als Warnung für zukünftige Fälle gelten; nicht immer möchte der angerichtete Schaden sich in verhältnismäßig so enge Grenzen bannen lassen. —

Freilich wurde nicht in allen Schichten der Bevölkerung so geurteilt. Wie leicht politische Leidenschaften die Stimme der Vernunft und Gerechtigkeit zu unterdrücken geeignet sind, dafür bietet eine Verhandlung des Landesausschusses für Elsaß-Lothringen einen sprechenden Beweis. Diese gab im Jahre 1880

im Monat März dem später auch anderweit berüchtigt gewordnen Volksvertreter, Tierarzt Antoine aus Metz, Veranlassung, auf dies Brandunglück von 1877 zurückzukommen. Es waren inzwischen drei Jahre verstrichen, und der gewissenhafte Abgeordnete hätte also reichlich Zeit und Gelegenheit haben können, bei den beteiligten Behörden Auskunft einzuziehen, ehe er seine von Unwahrheiten und Anschuldigungen strotzende Rede vom Stapel ließ.

Der Sitzungsbericht der einunddreißigsten Sitzung der siebenten Session des Landesausschusses vom 10. März 1880 enthält darüber folgendes:

Antoine sagt: „Das Festprogramm vom 7. Mai 1877 kündete einen fingierten Brand der Kathedrale an. Aber die Erwartungen wurden noch übertroffen, denn aus dem fingierten wurde ein wirklicher Brand. Am Abend betraten Artilleristen der Garnison das Gebäude und brachten rings um die Kathedrale bengalische Feuer und andre Feuerwerke an.

Nach meiner Ansicht, meine Herren, hätte es ein einfaches Mittel gegeben, alle Feuersgefahr zu beseitigen, nämlich oben auf der Kathedrale an irgend einem Orte einen Wachtposten mit dem nötigen Wasser aufzustellen. *Keine Maßregel war getroffen worden*; um elf Uhr abends hatten die Soldaten ihr Werk vollendet und die Kathedrale verlassen, *wodurch dieselbe ohne Aufsicht blieb*. Um drei Uhr morgens läutete die Sturmglocke, und dritthalb Stunden später war nichts mehr von dem Dache der Kathedrale übrig."

Wenn man diese Auslassung des „gewissenhaften Volksvertreters" mit meiner obigen Darstellung vergleicht, die den vollen Anspruch aktenmäßiger Wahrheit zu erheben berechtigt ist, dann ist jedes weitere Wort überflüssig.

Das altertümliche Gotteshaus ist jetzt längst wieder hergestellt; mit der Wiederaufrichtung eines bessern

Daches wurde die Beseitigung vieler alten Schäden und der Bau eines neuen Portals verbunden, das, weil es nur ganz nach ursprünglichen Plänen und in Übereinstimmung mit dem Baustil des Gebäudes errichtet worden ist, viel zu seiner Verschönerung beigetragen hat. Mir selbst hat dieser Fall zu den tragischen Erinnerungen noch eine andre hinzugefügt, die mir besonders wert und teuer bleibt, da sie eine Unterredung mit unserm geliebten heimgegangnen Kaiser Wilhelm in sich schließt.

Nach dem Paradediner am 7. Mai, an dem die Generale und Stabsoffiziere der Garnison teilgenommen hatten, hieß mich der Kaiser vor sich kommen und fragte nach dem Vorkommnis der vergangnen Nacht, besonders was ich für Vorkehrungen zur Verhütung eines Unglücks getroffen hätte. Der Ton der Anrede war, wenn auch der dienstliche Charakter der Frage durchleuchtete, wie immer bei unserm geliebten Herrn ein durchaus freundlicher, sodaß ich jeder etwa aufsteigenden Beklemmung alsbald Herr wurde und in kurzem aber erschöpfendem Berichte dem Befehl nachkam. Als ich geendet hatte, erwiderte der Kaiser mit jenem unbeschreiblich wohlwollenden, heitern Ausdruck, der ihm eigen war, wenn er seinen Untergebnen eine Freude machen wollte: „Das ist alles ganz schön, nur habe ich mir schon sagen lassen, daß die Geschichte sehr teuer zu stehen kommen wird, und Sie, mein Herr Major, müssen es bezahlen!“ und dann, mir nochmals in das wohl etwas verschüchtert dreinschauende Gesicht blickend, fügte er hinzu: „Machen Sie es doch so, wie George Brown in der Oper, lassen Sie es sich von der Gage abziehen, vielleicht findet sich dann auch eine weiße Dame dazu.“ Damit war ich in Gnaden entlassen und geriet im Umdrehen vor den Kronprinzen, der mich in der ihm eignen Art scherzend

ansprach: „So, also Sie sind der Mordbrenner von heute nacht; es ist mir doch lieb, diesen nächtlichen Ruhestörer, der einem das Dach über dem Kopfe anzündet, kennen zu lernen.“

Wer Unglück hat, braucht für Spott nicht zu sorgen, das bewahrheitete sich damals reichlich an mir. Als mir unser verehrter Gouverneur, General von Schwerin, an diesem Tage eine Dekoration aushändigte, die mir aus Anlaß des Kaiserbesuchs in Metz gnädigst erteilt worden, sagte er: „Schade, daß man nicht alles vorher weiß, sonst hätte ich für Sie den Orden »mit Fackel« beantragt.“ Noch einmal später besuchte der Kaiser Metz, im Jahre 1879. Auch diesmal erfolgte eine Fahrt nach den Schlachtfeldern. Am Denkmal der fünften Division in der Nähe von Gorze ließ sich der Kaiser durch den Generalstabsoffizier des Gouvernements, Major Zingler, einen Vortrag über die Örtlichkeit und die Ausdehnung des vorliegenden Teiles des Schlachtfeldes vom 16. August halten, dann ging es nach Vionville, wo die Positionen des dritten und zehnten Armeekorps zwischen Vionville, Mars-la-Tour und Rezonville erläutert wurden, und endlich nach Gravelotte, wo die beiden kommandierenden Generale des achten und zweiten Armeekorps, von Goeben und von Fransecky, Gelegenheit erhielten, alte Streitpunkte bezüglich der Thätigkeit ihrer Truppen und der örtlichen Ausdehnung des von ihnen damals besetzten Rayons nochmals zur Erörterung zu bringen, ohne daß es übrigens gelang, die gegenseitigen Behauptungen in zweifellosen Einklang zu bringen. Kaiser Wilhelm erinnerte sich mit großer Sicherheit verschiedner Einzelheiten aus dem Verlauf der Schlacht vom 18. August und konnte an der Hand der noch vorhandnen Terrainbedeckung einige Irrtümer nachweisen, die sich in verschiednen Darstellungen eingeschlichen hatten. Es

war ein sehr interessanter Vorgang für uns, die ehemaligen Mitkämpfer in jener Völkerschlacht, die wir damals natürlich nur in dem sehr beschränkten Umkreise unsrer eignen Wirkungssphäre mit angesehen hatten.

Außer dem Kaiser trafen in diesen Jahren noch öfters hohe Besucher in Metz ein. Der König von Sachsen mit dem Prinzen Georg, die Großherzoge von Baden und Mecklenburg-Schwerin besichtigten die Reichsfeste und ihre Umgebung eingehend und bereiteten dadurch dem Gouvernement und seinem Stabe große Festtage. Auch die Ehre, eine preußische Prinzessin mit unsern Befestigungswerken und der herrlichen Landschaft von Metz bekannt zu machen, wurde uns zu teil. Die Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen Karl und Schwester des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl, dem zu Ehren die Hauptbefestigung diesen Namen trägt, kam nach Metz, um sich das stolze Werk näher anzusehen.

So zog da draußen an der äußersten Grenze Jahr auf Jahr vorüber, die deutsche Bevölkerung lebte fast wie eine Kolonie im fremden Lande und zog sich immer mehr auf sich selbst zurück. Die Beziehungen zur alten Heimat wurden immer loser, und selten fand sich einmal Gelegenheit, dahin zurückzukehren und unter Deutschen wieder deutsch zu fühlen. Einige Kommandos führten mich in dieser Zeit allerdings von Metz für kurze Tage weg, die, an Arbeiten reich, keine Gelegenheit boten, private Wünsche zu erfüllen. Ich führe hier ein Kommando nach Köln an, das uns eine größere Belagerungsübung vorführte, und ein andres nach Straßburg, wo damals die erste jener theoretischen Festungsgeneralstabsübungen stattfand, die später zur Regel wurden. Die Übung leitete der General von Verdy, mir fiel der artilleristische Angriff zu, und ich bekenne offen, daß ich hier und

auch später in einer zweiten Übung in Metz, die ebenfalls General von Verdy leitete, und bei der ich die artilleristische Verteidigung zu vertreten hatte, außerordentlich viel für meine ganze artilleristische Durchbildung profitiert habe. Jetzt erst fühlte ich mich auf dem Gebiete fußartilleristischer Leistungen beim Angriff und der Verteidigung großer Festungen völlig zu Hause. Ein längres Kommando zum Informationskursus für Stabsoffiziere bei der Artillerieschießschule gab mir dann noch Gelegenheit, in das Thema der Verwendung und Leistungsfähigkeit unsrer neuern Belagerungs- und Festungsgeschütze näher einzudringen, sodaß ich nunmehr mit innerer Ruhe der Wiederverwendung im Truppendienst entgegen sehen konnte. Der Gewinn an äußern Ehrenzeichen während meiner Stellung als erster Artillerieoffizier vom Platz durfte auch ein ehrgeizigeres Gemüt, als ich habe, sehr zufrieden stellen. Außer dem Roten Adlerorden vierter Klasse und dem Kronenorden dritter Klasse wurden mir auch die Komturkreuze des königlich sächsischen Albrechtsordens, sowie des königlich bayrischen Militär-Verdienstordens zu teil, eine sehr gnädige Anerkennung meiner im Interesse der sächsischen und der bayrischen Artillerie der Garnison ausgeübten Thätigkeit.

7

Kommandeur des Fußartillerie-regiments Generalfeldzeugmeister in Mainz im Mai 1880

So rückte das Jahr 1880 heran, das mir im sechsundvierzigsten Lebensjahre die Ernennung zum Kommandeur des Brandenburgischen Fußartillerieregiments Nr. 3 (Generalfeldzeugmeister) brachte. Eine schöne Garnison am Rhein war von jeher mein stiller Wunsch gewesen, und mit Freude und Stolz übernahm ich im Mai 1880 das Kommando über das Regiment in Mainz. Lange Jahre durfte ich es behalten, bis die ungünstige Organisation der Fußartillerie, die seit dem Jahre 1886 außer einem Generalinspekteur nur fünf Generale in etatsmäßigen Stellen aufwies, die Aussicht auf weiteres Avancement verschloß und mich nötigte, den Abschied zu nehmen, nachdem ich dem Regiment zwei Jahre in der Charge des Majors, drei in der des Oberstleutnants und mehr als drei Jahre endlich in der des Obersts als Kommandeur vorgestanden hatte.

Die Garnison Mainz hat reichlich gehalten, was ich mir von ihr versprach. Herrlich am schönsten Strom des Vaterlands gelegen, bietet sie einem lebensfrohen, für Naturschönheit empfänglichen Mann un-

endlich viel. Das Verhältnis der Offizierkorps untereinander ist auf gegenseitige Wertschätzung und herzliche Kameradschaft gegründet, die zwar auch, aber keineswegs vorzugsweise beim Becherklang gepflegt wird. Hier gedenke ich mit frohem Sinn des sogenannten „Flüsterklubs," dem ich weiteres Gedeihen von Herzen wünsche, hier gedenke ich auch so manches Liebesmahls mit den befreundeten Offizierkorps, hier endlich gedenke ich des freundschaftlichen Verkehrs mit den Herren vom Zivilstande und ihren Familien, hier sende ich der lieben Stadt im allgemeinen einen herzlichen Gruß!

Aus der Zeit von $8^1/_2$ Jahren, die ich Regimentskommandeur war, will ich nur einige denkwürdige Erlebnisse hervorheben, deren nähere Schilderung von allgemeinem Interesse sein möchte.

Am 28. September 1883 fand die feierliche Enthüllung des Denkmals auf dem Niederwald statt, und dem Regiment Generalfeldzeugmeister wurde dabei die Ehre des Kanonensaluts zu teil. Nach einem sorgfältig vorbereiteten Programm sollte das vom linken Rheinufer bei Bingen in dem Augenblick geschehen, wo die Verhüllung der am Sockel des Denkmals angebrachten großen Reliefs nach eingeholter Genehmigung Kaiser Wilhelms I. fallen würde. Ein nicht vorauszusehender Zwischenfall führte hierin jedoch eine Änderung herbei. Während nämlich der Kaiser noch in längerer Rede der ersten Ansprache des Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau antwortete, erhob sich plötzlich ein Wirbelsturm, der mit elementarer Gewalt die Hülle zerriß und die zerfetzten Tücher hoch in die Lüfte führte. Drüben, am linken Ufer des Rheins, sowie rings um die Niederwaldhöhe herum und auf allen Schiffen hielt man diesen Moment für den programmgemäß gegebnen, mit dem Donner der Kanonen und Böller die so eben

in hellem Sonnenglanze strahlende Germania zu begrüßen, und so nötigten die ununterbrochen zur Höhe rollenden Donner den greisen Landesherrn, seine Stimme mehr und mehr zu erheben, um sich der gespannt lauschenden Festversammlung verständlich zu machen. Es war ein eigen erhabnes Schauspiel: dort oben auf laubbekränzter Höhe am Fuße des überwältigend wirkenden Kunstwerks auf dem prächtig geschmückten Festplatz unsern hochverehrten, geliebten alten Kaiser umringt zu sehen von den deutschen Fürsten und Würdenträgern, von den alten berühmten Heerführern und Generalen seiner Armee, die durch zahlreiche Abordnungen im vollen Waffenschmuck mit fliegenden Fahnen, denen sich hunderte von Fahnen der Kriegervereine anreihten, vertreten war. Von unten herauf, von unzähligen Schiffen, von den Ufern des Stroms brauste nicht endenwollender Jubel, der sich bald in den Klängen der „Wacht am Rhein" vereinigte und eine Begeisterung entfachte, wie ich sie auch nur annähernd in meinem ganzen Leben nicht empfunden habe. Männer, die sich bis dahin nie gekannt hatten, und die der Zufall nebeneinandergefügt hatte, schüttelten sich, Thränen im Auge, die Hände; Frauen und Mädchen eilten von der Tribüne dem geliebten Kaiser entgegen, ihm durch Wehen mit Tüchern und Winken mit den Händen eine Huldigung darzubringen; dazu der Donner der Geschütze, und jetzt auch herrlicher, warmer Sonnenglanz — wirklich eine unvergeßliche Stunde! Und dann am Abend die Heimfahrt nach Mainz! Wer vermag den zauberhaft schönen Eindruck zu schildern, den die glänzend illuminierten, in Feuerwerk aller Art erstrahlenden Landhäuser an den Ufern des Rheins in ununterbrochner Reihe dem auf dem mächtigen Strome vorübergleitenden Beschauer bereiteten? Wem noch eine Ader für Märchenpoesie schlägt, dem sei solch ein Abend gegönnt! —

Nochmals in Metz im Mai 1887

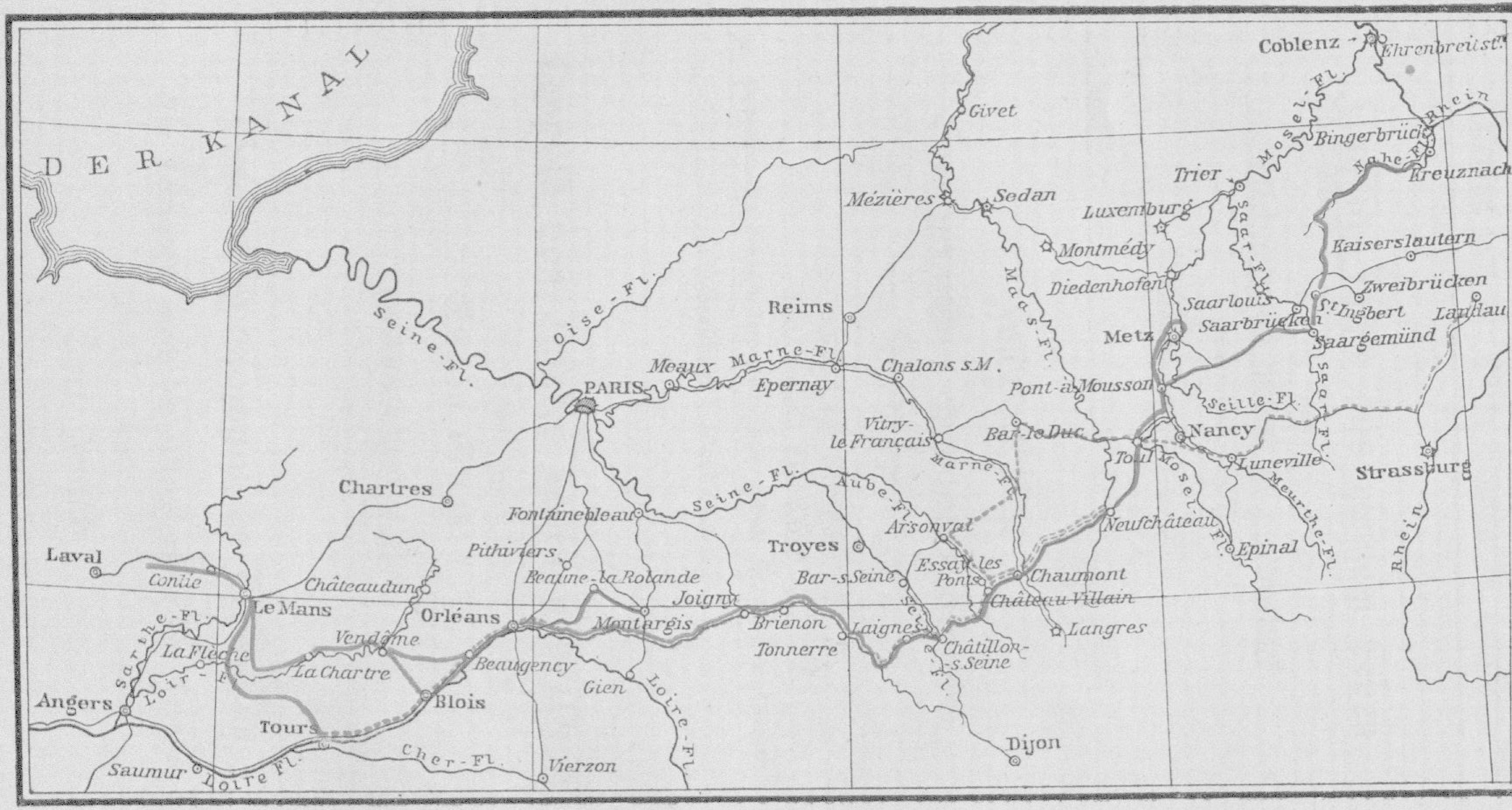
Im Jahre 1887 wollte es das Schicksal, daß ich mein liebes Metz noch einmal für längere Zeit wiedersehen durfte. Während die dort in Garnison stehenden Fußartillerieregimenter, das Rheinische Nr. 8 und das Königlich Sächsische Nr. 12, zu den Schießübungen nach auswärts gebracht waren, hatte das Generalfeldzeugmeisterregiment ihre Stelle in der permanenten Verteidigungsbereitschaft, namentlich hinsichtlich der Besatzung der Forts, einzunehmen, und so zog ich denn mit dem Regiment Anfang Mai des genannten Jahres in die Grenzfestung ein, um sie erst gegen Ende Juni wieder zu verlassen. Da es darauf ankam, die neueingerückte Truppe möglichst rasch für ihren speziellen Dienst geschickt zu machen, so ist es klar, daß meine frühere Dienststellung mir hierbei von außerordentlichem Nutzen war, und wenn bei der bekannten Veränderlichkeit der Kriegskunst auch natürlich der Zeitraum von sieben Jahren genügt hatte, in gar vielen Beziehungen allerlei Änderungen und Verbesserungen herbeizuführen, so konnte ich doch noch in vielen Fällen als nunmehriger Truppenkommandeur einfach von den Vorbereitungen und Anordnungen Nutzen ziehen, die der ehemalige Artillerieoffizier vom Platz eingeführt hatte, freilich wohl nicht in der Voraussicht, daß er selbst einmal dazu berufen sein würde, über deren Wert oder Unwert ein Urteil auf praktischer Grundlage abgeben zu müssen. Nun, diese Stellvertretung der Grenzwacht an der Mosel einschließlich einer größern Verteidigungsübung mit markiertem Angriff ging, wie alles im Leben, vorüber, und an Erfahrungen aller Art reicher kehrten wir wieder in Mainz ein, um gleich im Anschluß an diesen Ausflug die gewohnte Schießübung bei Darmstadt abzuhalten.

Die Schießübungen brachten dem Regiment immer

eine Zeit frischen, fröhlichen Soldatenlebens. Sowohl die Verhältnisse im Lager bei Darmstadt, als auch der ganze Dienst boten jedermann reichliche Gelegenheit, sich in seinem Berufe wohlzufühlen, und körperlich wie geistig neubelebt kehrte man in die Garnison zurück. Jetzt hat das Regiment mit dem Schießplatz wechseln müssen, es wird zu Wahn bei Köln geübt. Ich weiß nicht, ob heute noch dieselben Grundbedingungen für das Wohlbefinden der Truppe im Lager gegeben sind, denn der Schießplatz Darmstadt war ideal schön gelegen und nach allen Anforderungen mustergiltig eingerichtet, und den bei Wahn kenne ich nicht. Aber man darf wohl hoffen, daß der frische Soldatengeist, der Lagerhumor und die Kameradschaftlichkeit, die auf jenem Platze so herrliche Blüten trieb, auch unter veränderten Verhältnissen Offizieren und Mannschaften treu geblieben sein werden.

Mehr als fünf Jahre sind nun verflossen, seit ich in den Ruhestand übergetreten bin. Ich will es mir versagen, hier irgendwie auf die Umstände zurückzukommen, unter denen ich zu dem Entschluß, meine Verabschiedung nachzusuchen, hingedrängt wurde, vielmehr blicke ich mit Freude und Genugthuung auf das herzliche Einvernehmen, das mich noch jetzt mit den frühern Kameraden und besonders mit allen Gliedern des Offizierkorps verbindet. Möge es ihnen allen beschieden sein, dereinst auf eine ebenso wechselvolle wie ehrenreiche Dienstzeit zurückzublicken, und möge die Erinnerung an die Zugehörigkeit zum Wehrstande das köstliche Gut sein, das sie dann in den Ruhestand mit hinübernehmen.

Druck von Carl Marquart in Leipzig


DER KANAL
Coblenz
Ehrenbreitst.
Mosel-Fl.
Rhein
Bingerbrück
Nahe-Fl.
Kreuznach
Trier
Saar-Fl.
Givet
Mézières
Sedan
Luxemburg
Montmédy
Diedenhofen
Saarlouis
Kaiserslautern
Zweibrücken
St. Ingbert
Landau
Saarbrücken
Saargemünd
Metz
Maas-Fl.
Reims
Oise-Fl.
Seine-Fl.
PARIS
Meaux
Marne-Fl.
Chalons s.M.
Epernay
Pont-à-Mousson
Seille-Fl.
Vitry-le Français
Bar-le-Duc
Nancy
Toul
Luneville
Strassburg
Marne-Fl.
Aube-Fl.
Mosel-Fl.
Meurthe-Fl.
Chartres
Fontainebleau
Arsonval
Neufchâteau
Epinal
Troyes
Laval
Conlie
Pithiviers
Beaune-la Rolande
Essay-les Ponts
Chaumont
Châteaudun
Bar-s.Seine
Château-Villain
Le Mans
Orléans
Joigny
Montargis
Brienon
Tonnerre
Laignes
Langres
Châtillon-s.Seine
Sarthe-Fl.
La Flèche
Vendôme
La Chartre
Beaugency
Loir-Fl.
Gien
Loire-Fl.
Angers
Blois
Tours
Dijon
Cher-Fl.
Saumur
Loire-Fl.
Vierzon

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Berendt, Richard von

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Leipzig 1894